

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



11

Alkohol

Die kultivierte Droge

Lutz Seiler und die Religion KARL TETZLAFF

Neue rechte Bürgerlichkeit KRISTIN MERLE/HANS-ULRICH PROBST

Gärten und Demenz KLAUS SIEG/MARTIN EGBERT

pro und contra:
Alkoholwerbung
verbieten?



**Ihre
Spende
hilft!**

Manche lassen ihr ganzes Leben zurück. Um es zu behalten.

Um sich vor Krieg und Folgen der Klimakrise zu schützen, sind weltweit 100 Millionen Menschen auf der Flucht. Ein trauriger Höchststand ist erreicht. Wir brauchen Ihre Hilfe, damit diese Menschen wieder in einem Leben in Würde ankommen können.
brot-fuer-die-welt.de/fluechtlinge

Mitglied der **actalliance**



Würde für den Menschen.

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Ilse Junkermann
 Isolde Karle
 Annette Kurschus
 Ulrich Lilie
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Michael Weinrich
 Olaf Zimmermann

**Liebe Leserin, lieber Leser,**

manchmal ist es so bei einem gedruckten Monatsmagazin: Kurz vor Redaktionsschluss passieren schlimme Dinge. So geschehen durch den furchtbaren Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober. Wir wissen nicht, wie sich die Lage in Israel und in der ganzen Region bis zum Erscheinen dieser Ausgabe entwickelt, trotzdem haben wir Menschen, die mit der Region aus verschiedenen Gründen vertraut und verbunden sind, um einige Gedanken zu dieser Frage gebeten: „Wird niemals Frieden im Heiligen Land?“ (Seite 18).

Alkohol ist ein Stoff mit vielschichtigen Wirkungen und Prägungen für unser Leben. Bei vielen gehören alkoholische Getränke zu einem kultivierten festlichen Lebensstil, zugleich aber sind sie gefährliche Drogen, die zerstörerisch wirken und gleichzeitig aber ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Lesen Sie unseren Schwerpunkt zum Thema Alkohol, in dem sich Burkhard Blienert, der Beauftragte der Bundesregierung für Sucht- und Drogenfragen, für schärfere Gesetze ausspricht (ab Seite 22).

Seit Jahren wird beobachtet, dass rechtspopulistische, demokratiefeindliche Auffassungen ins bürgerliche Milieu vordringen. Trägt dazu auch das Buch „Angst, Politik, Zivilcourage“ bei, das in der renommierten Evangelischen Verlagsanstalt erschienen ist? Die Praktischen Theologen Kristin Merle (Hamburg) und Hans-Ulrich Probst (Tübingen) jedenfalls kritisieren die Veröffentlichung als „nicht salonfähig“ (Seite 8). Haben sie recht, oder übertreiben sie maßlos?

Ich wünsche Ihnen gewinnbringende Lektüre und Anregung durch diese und durch alle anderen Themen der Ausgabe, grüße Sie herzlich im Namen der Redaktion und wünsche einen in jeder Hinsicht nicht zu düsteren November

RM
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: Lutherischer Weltbund

12

In der Konsensmaschine

Nur alle sechs oder sieben Jahre findet sich der Lutherische Weltbund (LWB), dem mehr als 77 Millionen lutherische Christen in 99 Ländern angehören, zu einer Vollversammlung zusammen. Vor wenigen Wochen war es in Krakau wieder so weit. Eine Bilanz des einwöchigen Treffens in der früheren polnischen Königsstadt und ein Interview mit Bischof Henrik Stubbjær aus Dänemark über die Versammlung und seine Ziele als neuer LWB-Präsident.

KIRCHE

- 8 KRISTIN MERLE/HANS-ULRICH PROBST
Rechtspopulismus im Bürgertum
- 12 GESPRÄCH MIT HENRIK STUBKJÆR
Der Preis der Demokratie
- 14 PHILIPP GESSLER/STEPHAN KOSCH
Tagung des Lutherischen Weltbundes in Krakau

KOLUMNE

- 17 REINHARD MAWICK
Predigtpreis für Luisa Neubauer

GESELLSCHAFT

- 18 VOLKER BECK/CHRISTIAN STAFFA/JOHANNA HABERER/
JENS NIEPER/KADIR SANCI/ANDREAS NACHAMA
Wird nie Frieden im Heiligen Land?
- 60 KATHRIN JÜTTE
Der Paragraf 218 in der Diskussion

Titelseite: Edvard Munch „Selbstporträt mit Flaschen“, ca. 1938.

Foto: akg

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

18

Im Heiligen Land

Die mörderischen Terrorangriffe der Hamas auf Israel Anfang Oktober haben die Welt in Aufruhr versetzt. Die wenigen Hoffnungen auf ein friedliches Miteinander von Israelis und Palästinensern wurden zunichte gemacht. „Wird nie Frieden im Heiligen Land?“ Dazu äußern sich Persönlichkeiten aus Kirche, Religion und Gesellschaft.



Foto: Kathrin Jütte

KOLUMNE

- 21 ANNETTE KURSCHUS
Hilfe statt Häme

ALKOHOL

- 24 REINHARD LASSEK
Natur und Wirkung auf den menschlichen Körper
- 27 STEPHAN KOSCH
Kultur und Wirtschaftsfaktor
- 30 KATJA HEINTSCHEL VON HEINEGG/
ULRICH LANGENBERG
Alkoholwerbung verbieten?
- 32 CHRISTINA RUMMEL
Über die Sucht
- 36 GESPRÄCH MIT BURKHARD BLIENERT
„Der Blick ist sehr getrübt“

THEOLOGIE

- 40 MAREILE LASOGGA
In Krisen auf Gott vertrauen II
- 43 CLAUDIA KUSCH/JOHANNES WISCHMEYER
Neue Erkenntnisse zum Bibelgebrauch

DAS PROJEKT

- 46 JANIS BERZINS
Bachkantaten im Gottesdienst



Foto: picture alliance

22

Alkohol

Für die einen ist es vor allem ein Kulturgut, das es zu bewahren gilt. Für die anderen ist Alkohol ein Gift, das süchtig macht und zehntausende Menschen pro Jahr tötet. Der Drogenbeauftragte will strengere Regeln, die Wirtschaft ist dagegen. Denn sie setzt Milliarden mit Alkohol um.

46 Bach und Gottesdienst

Bachs Kantaten entstanden vor über 300 Jahren. Eignen sie sich heute noch für die Verwendung im Gottesdienst? Der Theologe und Musiker Janis Berzins hat dies speziell im Bezug auf Bachs Ratswahlkantaten in seiner Dissertation umfassend untersucht – entstanden ist ein lesenswertes Kompendium.



Foto: Jens Schulze

KULTUR

- 50 KARL TETZLAFF
Religion im Werk von Lutz Seiler

STÖRFALL

- 53 CHRISTIAN WALTHER
Zwei-Prozent-Ziel bei Rüstung

REPORTAGE

- 54 KLAUS SIEG (TEXT) · MARTIN EGBERT (FOTOS)
Garten für Demenzkranke in Ratingen

REZENSIONEN

Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Bastian Stein/Hathor Consort: Aries Point
- 61 UDO FEIST
Alabaster DePlume: Come With Fierce Grace

Hörbuch

- 62 ANGELIKA OBERT
Barbara Breysach (Hg.): „Eine Armee haben wie ein General“

Bücher

- 62 STEPHAN KOSCH
Mimi: Trinkerbelle
- 63 JULIA DRUBE
Ingolf U. Dalferth: Auferweckung
- 64 JOCHEN CORNELIUS-BUNDSCHUH
Lars Hillebold/Claudia Kusch (Hg.): Taufe ist im Fluss
- 65 SAMUEL PIRINGER
Michael Trowitzsch: Von der Treue Christi zur Welt
- 66 CORNELIA COENEN-MARX
Georg-Hinrich Hammer: Nur ein stilles Verdienst?
- 67 NIKLAUS PETER
Jan Berzins: Preise, Jerusalem, den Herrn
- 68 UDO FEIST
Alois Berger: Föhrenwald, das vergessene Schtetl
- 68 MANFRED GÄRTNER
Christian Buckard: Egon Erwin Kisch

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 48 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 59 Leserbriefe | |



Foto: picture alliance

Alexej Nawalny mit Dresdner Friedensplakette ausgezeichnet

Der inhaftierte russische Oppositionelle Alexej Nawalny ist mit der Dresdner Friedensplakette „Schwerter zu Pflugscharen“ geehrt worden. Die undotierte Auszeichnung wurde an Nawalyns Anwalt, Nikolaos Gazeas, übergeben. Sie würdige den Mut und die Hartnäckigkeit des inhaftierten 47 Jahre alten Kritikers, hieß es zur Begründung. Anlass war der städtische Gedenktag zur Erinnerung an die friedliche Revolution 1989, der seit Jahren von der „Arbeitsgemeinschaft 8. Oktober“ vorbereitet wird. Mit der Plakette wolle die Arbeitsgemeinschaft ein Zeichen setzen, dass die russischen Oppositionellen nicht vergessen seien, obwohl sie mundtot gemacht würden. „Wir wollen Russland nach dem Krieg in die Völkergemeinschaft aufnehmen, auch wenn es ein langer Weg ist“, sagte Jürgen Bönninger von der Arbeitsgemeinschaft. Nawalny sitzt seit 2021 in Russland in Lagerhaft. Nach einem lebensgefährlichen Giftanschlag gegen ihn 2020 im Ausland und Behandlung in Deutschland war er nach Russland zurückgekehrt.

„Hackathon gegen Antisemitismus“ findet 2024 in Kiel statt

Ein bundesweiter „Hackathon gegen Antisemitismus“ soll am 7. und 8. April 2024 in der Fachhochschule Kiel stattfinden. Ziel sei es, digitale Ideen für eine bessere Aufklärung über Antisemitismus zu finden, teilte der Verein „Ha-Kesher | Die Verbindung“ mit. Ab sofort können sich Teams mit mindestens drei Personen bewerben. Die besten aus jeder der drei Kategorien Software/Technik, digitale Bildung sowie Kultur und Kunst erhalten 5 000 Euro Preisgeld. Der Begriff „Hackathon“ ist eine Wortneuschöpfung und setzt sich aus den Begriffen „Hack“ und „Marathon“ zusammen. Bei Hackathons arbeiten Menschen gemeinsam online an Lösungen, Ideen und Konzepten für Probleme und Herausforderungen.

Kirchenpräsident Volker Jung: Sendeplätze für Verkündigungssendungen erhalten

Angesichts der Initiative des RBB-Redaktionsausschusses, die kirchliche Sendezeit und die Verkündigungsformate zur Diskussion zu stellen, reagierte der Aufsichtsratsvorsitzende des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP) Volker Jung mit „deutlicher Sorge“. Der hessen-nassauische Kirchenpräsident sieht in den Kirchsendungen in Hörfunk und Fernsehen einen Beitrag für den Zusammenhalt der Gesellschaft, erklärte er. Die Sendeplätze infrage zu stellen, rüttelte an den Grundfesten des öffentlich-rechtlichen Selbstverständnisses, sagte der leitende Geistliche, der im Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) für Medienthemen zuständig ist. Es sei ein Missverständnis, die Verkündigungssendungen als „Werbung der Kirche für die eigene Sache“ zu betrachten. „Denn die Sache der Kirche ist nicht der institutionelle Selbsterhalt, sondern eine Botschaft, die darauf abzielt, Menschen in ihrem Leben zu stärken und die Gesellschaft zusammenzuhalten“, erläuterte Jung.



Foto: epd



Historische Dokumente übergeben

Die Berliner Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz hat weitere Dokumente der jüdischen Familie Chotzen übernommen. Angehörige übergaben unter anderem Briefe und Fotografien an das Archiv, wie die Gedenkstätte mitteilte. Sie verfügt bereits über eine Chotzen-Sammlung, die auf dem 1992 übernommenen Nachlass des Holocaustüberlebenden Eppi Chotzen basiert. Direktorin Deborah Hartmann erklärte, die neuen Dokumente seien eine wichtige Ergänzung und für die Bildungs- und Forschungsarbeit von großem Wert. Am Beispiel der Geschichte der jüdischen Berliner Familie Chotzen hat das Haus der Wannsee-Konferenz bereits Bildungsangebote zur Verfolgung in der NS-Zeit erarbeitet.

„ Hamas-Angriff gleicht 9/11“

Schleswig-Holsteins Landesbeauftragter gegen Antisemitismus, Gerhard Ulrich, hat den Angriff der Hamas auf Israel mit den Terroranschlägen in den USA am 11. September 2001 verglichen. Die jüdischen Gemeinden im Land seien sehr aufgewühlt und betroffen. Viele Mitglieder der jüdischen Gemeinde kämen aus der Ukraine. „Die haben schon einmal innerhalb des letzten Jahres um Menschen in ihrer Heimat trauern und fürchten müssen – und müssen jetzt ein zweites Gewaltgeschehen verarbeiten.“ Das traumatisiere Menschen in den Gemeinden doppelt, sagte Ulrich. Die Landesbischöfin der evangelischen Nordkirche, Kristina Kühnbaum-Schmidt, hat unterdessen das Bekenntnis der verschiedenen Religionen zum Frieden betont. Sie zeigte sich besorgt über die Folgen, die die Angriffe auf Israel für die Menschen im Mittleren Osten und auf die internationalen Beziehungen haben könnten, wie die Nordkirche mitteilte. Die Kirche stehe an der Seite der Opfer von Gewalt und Terror. (siehe auch: www.zeitzeichen.net/node/10736 und die Wortmeldungen ab Seite 18)

Entsetzen über Rechtsruck bei Landtagswahlen

Vertreter von Kirchen haben erschrocken auf den Rechtsruck bei den Landtagswahlen in Bayern und Hessen im Oktober reagiert. Der bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm sagte nach den Wahlen, die Emotionalisierung des Landtagswahlkampfes sei „sicher nicht hilfreich gewesen“. Bedford-Strohm forderte eine Rückkehr zur Sachlichkeit nach dem stark emotionalisierten Wahlkampf. „Die Strategie, einfach nur die Sprüche zu kopieren, die die niedersten Instinkte der Menschen bedienen, anstatt Besonnenheit zu predigen, ist gescheitert“, sagte er. Es sei Aufgabe aller demokratischen Parteien, „ganz klar gegen den Extremismus zusammenzustehen“. Die Politik der Extremisten und Populisten zum Umgang mit Geflüchteten beispielsweise stehe „in einem tiefen Widerspruch“ zu dem, „wofür das Christentum steht“. Der katholische Würzburger Bischof Franz Jung bezeichnete das starke Abschneiden der AfD in Bayern und Hessen als „echten Warnschuss für die Politik“. Die Menschen erwarteten Lösungen für Probleme und „kein parteipolitisches Gezänk“.

Nicht salonfähig!

Wie demokratiefeindliche Positionen den bürgerlichen
Mainstream erreichen, zeigt eine evangelische Publikation

KRISTIN MERLE/HANS-ULRICH PROBST

„Angst, Politik, Zivilcourage“: Eine neue Publikation in einem angesehenen theologischen Verlag bietet demokratiefeindlichen Positionen eine Plattform. Das meinen Kristin Merle, Professorin für Praktische Theologie an der Universität Hamburg, und Hans-Ulrich Probst, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Tübingen.

Wie können wir in Kultur, in Religion, in Wirtschaft unseren Fuß in die Tür bekommen?“, fragt der frisch gewählte Spitzenkandidat für die Europawahl 2024, Maximilian Kraus, auf dem Nominierungsparteitag der AfD. Die Antwort lautet: So wie mit dem im August dieses Jahres erschienenen Band *Angst, Politik, Zivilcourage*.

Wer wissen will, wie es funktioniert, kulturelle Hegemonie im vopolitischen Bereich zu erlangen und Diskursverschiebungen nach rechts zu provozieren, muss sich nur das von Thomas A. Seidel und Sebastian Kleinschmidt im Auftrag der Evangelischen Bruderschaft St. Georgs-

Beiträge entstammen einem „Offenen Konvent“ (6) der Evangelischen Bruderschaft St. Georgs-Orden im Oktober 2022 in Erfurt. Dem Orden geht es um die Etablierung einer „Sammlungsbewegung“ zur „Restauration der Kirche“ (ohne Seitenzahl), ihm Angehörige sind schillernde Persönlichkeiten. Zum Beispiel: Ulrich Schacht, langjähriger „Großoffizier“ und zentrale Figur des Ordens, Schriftsteller und Journalist, seinerzeit politischer Gefangener des DDR-Regimes, wird von Kennern der Szene, wie dem Historiker Volker Weiß, der Neuen Rechten zugerechnet (Weiß 2017). Schacht veröffentlichte zusammen mit Heimo Schwilk, ebenfalls Autor in *Angst, Politik, Zivilcourage*, 1994 den Sammelband *Die selbstbewusste Nation*, der als „herausragende[r] Höhepunkt einer regen publizistischen Tätigkeit der Neuen intellektuellen Rechten der frühen neunziger Jahre“ bezeichnet wurde (Kämper 2004, 66).

Umfeld der Neuen Rechten

Unter den Autor:innen von *Angst, Politik, Zivilcourage* finden sich auch Vera Lengsfeld, Mitglied der so genannten Werteunion und im Umfeld der Neuen Rechten und der AfD engagiert, André Kruschke und Kathrin Schmidt, Jurist und Schriftstellerin, beide Mitglied bei dieBasis, dem parteipolitischen Instrument der „Querdenken“-Bewegung. Erich Freisleben, Mediziner und Kritiker der Corona-Impfungen, ist mit einem Text vertreten, ebenso wie Rochus Leonhardt, Professor für Systematische Theologie an der Universität Leipzig.

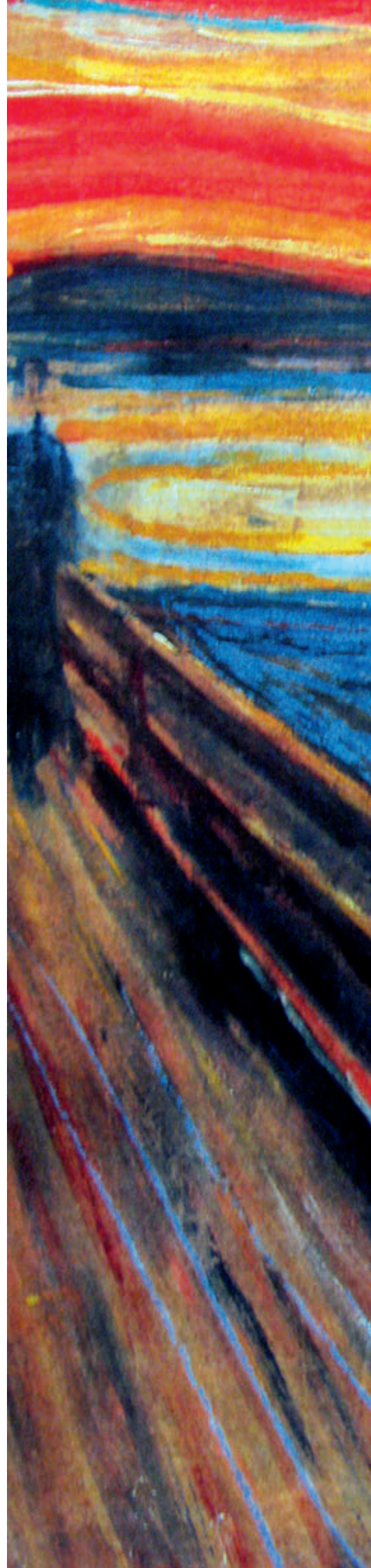
Das Interesse der Absichtserklärung des Bandes kann auf Zustimmung stoßen: An einer „sachlich-kritischen Aufarbeitung der Corona-Maßnahme-Politik“ dürften Bürger:innen interessiert sein. Allein, ob es sich bei *Angst, Politik, Zivilcourage* um eine solche „sachlich-kritische Aufarbeitung“

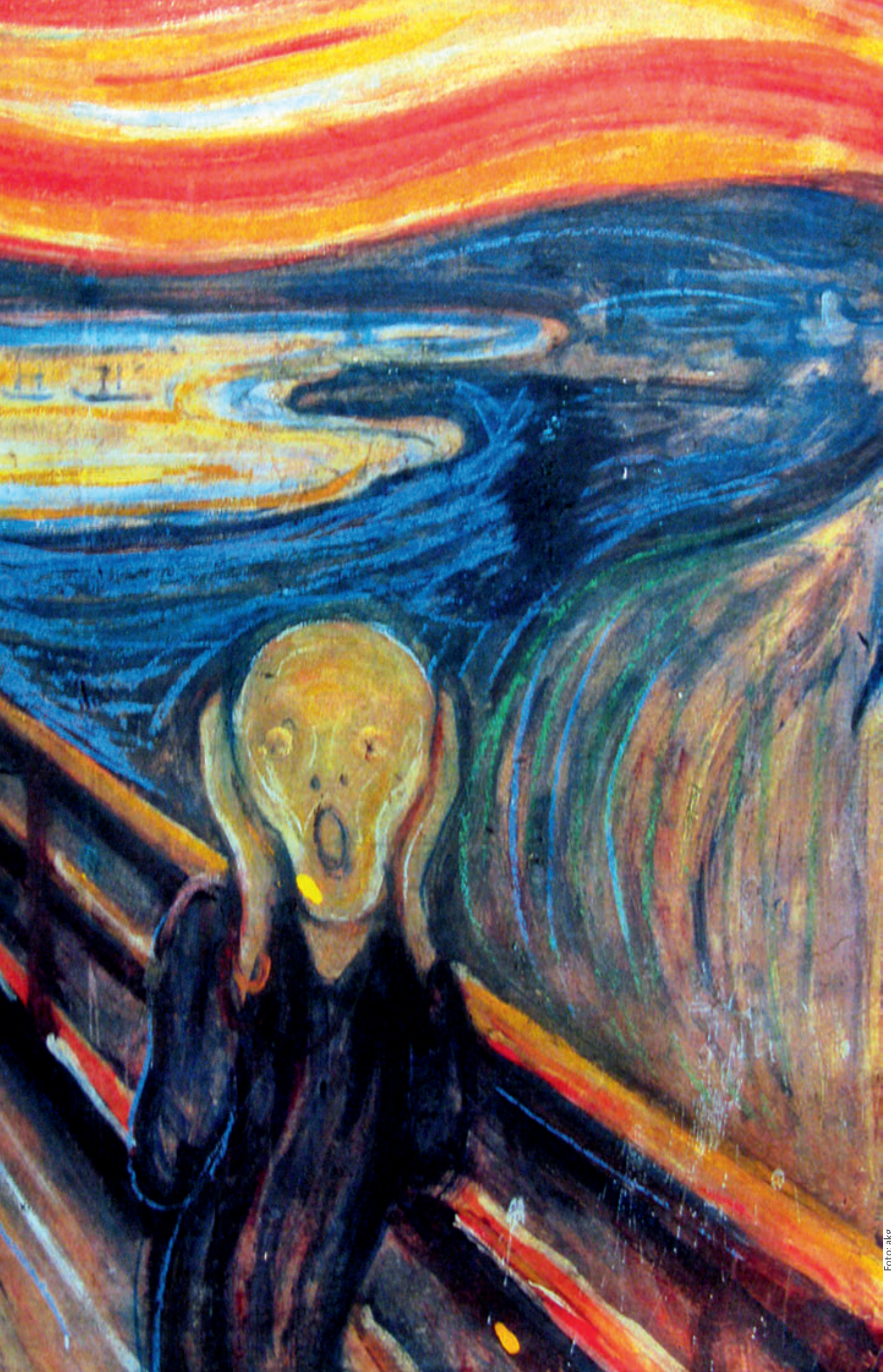
Es geht den Herausgebern um eine „Sammlungsbewegung“ zur „Restauration der Kirche“.

Orden herausgegebene Buch anschauen. Es ist bei der Evangelischen Verlagsanstalt erschienen, einem angesehenen Medienunternehmen, bei dem zahlreiche theologische Fachbücher publiziert werden. Mehr Mainstream geht kaum.

Aber eins nach dem anderen. *Angst, Politik, Zivilcourage* erscheint als achter Band der GEORGIANA-Reihe. Seinem Anspruch nach will der Band „eine erste sachlich-kritische Aufarbeitung der Corona-Maßnahme-Politik“ sein (Seidel, 309). Die meisten

Edvard Munch: *Der Schrei* (1893/1910).





handelt, ist fraglich. Die Beiträge des Bandes sind sicherlich differenziert zu betrachten. In einigen findet sich der Wunsch nach einem „offenen und fairen Diskurs“ (zum Beispiel Freisleben, 74) und einer kritischen Reflexion der – in der Tat unproduktiven wie überflüssigen – Stigmatisierung Ungeimpfter in der Pandemiezeit. „[D]ie Profiteure der Angst“ (7) will man ausmachen.

Manche Texte lesen sich informativ-unterhaltsam. Sieht man darüber hinweg, dass es eine gängige rechte Praxis ist, mit geschichtsrevisionistischen Absichten Personen des Widerstands im Nationalsozialismus für die moralische Legitimation des eigenen Unterfangens zu instrumentalisieren, geben sich die Beiträge etwa zu Sophie Scholl und Dietrich Bonhoeffer und auch zu Ricarda Huch anschaulich.

Auch der Beitrag von Rochus Leonhardt enthält Bedenkenswertes, wengleich manches sprachlich-sachlich nicht ganz gelungen erscheint („kategorischer Impfperativ“, 108). Leonhardt schreibt von „politisch aufgebauten und medial flankierten Front-

ausgeholt. Wir machen im Folgenden in drei Linien entsprechende rhetorische und inhaltliche Zuspitzungen kenntlich, die wir anhand von Einzelpassagen aus dem Band rekonstruieren.

Mainstream en bloc abgewatscht

1. Korrupte Medien und Meinungsdictatur. Das in vielen Beiträgen skizzierte Bild von Medien und Meinungsfreiheit trägt desastriöse Züge. Exemplarisch notiert Heimo Schwilk, Journalist und Autor: „[J]eder von uns bekommt permanent zu spüren, dass die vom Mainstream abweichende Meinung umgehend mit Sanktionen belegt wird. [...] Meinungsfreiheit gibt es letztlich nur noch für diejenigen, die sich mit ihren Ideologien durchgesetzt haben, die Grünen, die Sozialdemokraten und die Linken.“ (134) Medienschaffende des Mainstreams werden en bloc abgewatscht: „Was jedoch machen die Damen und Herren in den Medien daraus? Sie erniedrigen das gemeine ‚Volk‘ moralisch weiter, um sich selbst zu erhöhen.“ (127) Seine Forderung an die Lesenden: sich aus einer „kämpferischen Gegenöffentlichkeit“ (139) zu informieren. Zur empfehlenswerten „Gegenöffentlichkeit“ gehören seiner Meinung nach: „u. a. *Die Tagespost, Tumult, Die Junge Freiheit, Sezession, Cato, Tichys Einblick [und] auch Verlage wie Manuscriptum oder Antaios*“ (139). Allein in diesen – teilweise dem offen rechtsextremen Spektrum zugehörigen – Organen sei dem „Fitz in der gesamten ARD und natürlich auch dem ZDF“ zu entgehen. Mit diesem Blick auf die Medien vermag es nicht mehr zu überraschen, dass die Sarg-Bilder aus Bergamo in Italien zu Beginn der Pandemie als „nachgewiesen manipuliert“ (129) bezeichnet werden. Ver-

schwiegen werden sollte auch nicht, dass Schwilk offen zur Mobilisierung aufruft: Die „nächste politische Bewegung wird hierzulande eine libertäre Revolution sein“ (138).

2. Fremdgesteuerte Wissenschaft und korrupte Politik. Nicht nur Medien, auch Wissenschaft wird in einem verzerrenden Licht dargestellt. So kritisiert etwa Erich Freisleben, dass die Medizin „sukzessive von Lobbyisten besetzt würde, die die Dinge im Sinne ihrer Auftraggeber beeinflussen“ (62). Wirkliche wissenschaftliche Forschung werde in der Medizin nicht mehr betrieben: Denn „die wahre wissenschaftliche Evidenz hat ihre Bedeutung verloren und muss nun den politisch erwünschten ‚Eminenzen‘ in Talkshows Platz machen“ (63).

Es wundert nicht, dass die Suche nach den „Profiteuren der Angst“ ein implizit antisemitisches und verschwörerisches Raunen mit sich führt. So prangert Freisleben die „Machtfülle der Medienkonzerne und deren Finanziers“ an. Es bestünde die Gefahr, dass die „Wunschvorstellungen von superreichen Oligarchen, die eine Welt erträumen, in der Mensch und Maschine verschmelzen und sich der Herrschaft einer von ihnen programmierten künstlichen Intelligenz unterordnen“ (72), bald zur Realität werde. Für Kathrin Schmidt sind die Handlungen der Corona-Politik darauf ausgerichtet gewesen, Menschen zu entrechten, so dass „man uns mit der Angst kam, uns maskierte, uns trennte und uns einsperrte“. (30) Die Politik gängele den Einzelnen und entrechte ihn. Und auch bezogen auf den Ukraine-Krieg zeichnet Schmidt das Bild, dass die Politik die eigentliche Wahrheit den Menschen vorenthalte: Sei der Krieg

Staatlichem Handeln wird im Unterton Ideologieförmigkeit vorgeworfen.

stellungen und Feindbildern“ (110), der „ersten großen Diskriminierungskampagne im wiedervereinigten Deutschland“ (110; zur Sinnhaftigkeit dieser Aussage will man gerne BIPOCs beziehungsweise Geflüchtete befragen), von „massenmedialen Claqueuren“ (123). Diskutabel sind Leonhardts sozialetische Ausführungen zu Diffusionsphänomenen im Verhältnis von Moral und Recht, Politik und Medizin, und auch kirchliches Handeln in diesen Spannungsfeldern bedürfte sicherlich einer kritischen Revision. Es bleibt allerdings der Unterton des Vorwurfs einer Ideologieförmigkeit staatlichen Handelns haften, der die durchaus bedenkenswerten Punkte Leonhardts in ein etwas irritierendes Licht rückt.

Aufs Ganze gesehen, wird man feststellen müssen, dass die gemäßigten Stimmen in diesem Band in den Hintergrund treten. In einer erstaunlichen Offenheit hat man es in zahlreichen Beiträgen mit Praktiken der Demokratiedestabilisierung, ja, auch der Demokratieersetzung zu tun. Über die retrospektive Diskussion von Corona-Maßnahmen wird grundsätzlich zum Schlag gegen die liberale und offene Gesellschaft

Foto: dpa



nicht vielmehr ein „Stellvertreterkrieg, dessen große Profiteure [...] in den USA sitzen?“, so Schmidt. Auch Ulrich Teusch nimmt eine mindestens kritische Haltung dem Handeln gegenwärtiger Demokratien gegenüber ein, wenn er zu einer Haltung der „Antipolitik“ aufruft. Antipolitik versuche, „ein dominantes Politikverständnis durch ein ganz anderes zu ersetzen.“ So sei „Fundamentalopposition gegen die jeweils dominante Politik“ (46) erst möglich. Dies könne nur dann geschehen, wenn die antipolitische Minderheit sich „in verbliebenen Refugien zusammenfindet, in Parallelgesellschaften, in Subkulturen“ (53).

Nicht ohne Diktaturvergleich

3. *Geschichtsrevisionismus.* Auch die historischen Vergleiche, wie sie auf „Querdenken“-Demonstrationen in die Öffentlichkeit getragen wurden, werden in diesem Band formuliert, wenngleich vorsichtiger, als dies mit dem Anheften eines Judensterns durch „Querdenken“-Anhänger:innen während der Pandemie geschah. Und doch kommt die „kritische Aufarbeitung“ der Corona-Maßnahmen nicht ohne Diktaturvergleiche aus. Dies geschieht, indem NS-Verfolgte zitiert werden und deren Gefühle mit den eigenen Wahrnehmungen der Freiheitseinschränkung verwoben werden. So betont Schmidt mit Verweis auf ein Opfer des Nationalsozialismus, das in einem polnischen Ghetto verstarb: „Ich fühlte ja ganz ähnlich wie sie, in den dreißiger Jahren, den Anfangsjahren des Faschismus!“ (39 f.) Und weiter: „Ich denke, es gibt eine zumindest situative Verwandtschaft der Gesellschaftsveränderung, von der wir alle nicht wissen können, wohin sie uns führen wird.“ (40)

Mit der geschichtsrevisionistischen Perspektive wird im Band weiter gespielt, wenn als Personen, an denen sich nun in Sachen Furchtlosigkeit orientiert werden könne, neben Hildegard von Bingen eben auch Dietrich Bonhoeffer und Sophie Scholl als Gallionsfiguren bemüht werden. Dass die Geschichtsvergleiche nicht nur die NS-Zeit berühren, zeigt sich an Formulierungen, die nordrhein-westfälische Landesregierung habe „eine Art freiheitlich-demokratische Stasi“ (126) eingeführt. Wohin diese aus den Geschichtsvergleichen konstruierte Opfer-Perspektive führt, zeigt sich, wenn behauptet

wird, dem deutschen Michel sei von außen ein schlechtes Gewissen aufgezwungen worden: „Irgendwie sind wir [Deutsche; HP] als ehemalige, allerdings eher kleinformatige Kolonialisten verpflichtet, all den korrupten Regierungen in Afrika und Lateinamerika finanziell unter die Arme zu greifen, um uns ein bisschen besser zu fühlen.“ Doch das Lamento begrenzt sich nicht nur auf die Bagatellisierung der „kleinformatigen“ Kolonialherrschaft des Deutschen Reiches: „Nebenbei soll die hochmoralische Bundesrepublik an immer mehr Länder Reparationen für lange zurückliegende Kriegszerstörungen bezahlen. Das schlechte Gewissen lässt sich nämlich auch anzapfen. Wie das geht, haben uns die Erben der israelischen Opfer der Olympischen Spiele von München 1972 perfekt vorgeführt. Aber schon stehen andere Länder Schlange.“ (127)

Am Ende muss dann doch offensichtlich wieder die Figur des „Juden“ bemüht werden, der am „perfidesten“ in der Lage ist, das deutsche schlechte Gewissen „anzuzapfen“ und damit zum Negativ-Vorreiter für weitere „parasitäre feindliche“ Handlungen gegen Deutschland wird. Die historischen Bögen von NS-Vergleich, Kolonialismus-Bagatellisierung und DDR-Analogien finden dann ihr antisemitisch-revisionistisches Ziel, wenn es pars pro toto Israelis sind, die für die eigene Opfer-Position verantwortlich gemacht werden können.

Am Ende der Lektüre ist man geneigt, das Buch-Cover mit Munchs „Der Schrei“ vor allem auf die Abgründe zu beziehen, die sich in verschiedenen Beiträgen des Bandes auftun. Mit einer „sachlich-kritische[n] Aufarbeitung der Corona-Maßnahme-Politik“ hat *Angst, Politik, Zivilcourage* nichts zu tun. Der Band ist in der Breite ein Zeugnis rechter Agitation, die auf eine Zersetzung der liberalen Gesellschaft und der demokratischen Verhältnisse abzielt. Seine Publikation: Ein Erfolg für das ideologische Mainstreaming – und besorgniserregend vor dem Hintergrund der Ergebnisse der neuen Mitte-Studie *Die distanzierte Mitte* (2022/23), die zeigt, dass rechtsextreme Einstellungen stark angestiegen und weiter in die Mitte gerückt sind, und dass sich ein Teil der Mitte von der Demokratie distanziert, ein Teil sich auch radikalisiert.

Ist den Herausgeber:innen der Publikationsprozess entglitten? Oder haben wir

es bei der Formulierung des Ansinnens der „sachlich-kritischen Aufarbeitung der Corona-Maßnahme-Politik“ mit einem Feigenblatt rechter Ideologie zu tun? Tatsache ist: Solche Publikationen dürfen nicht unkommentiert erscheinen. Es braucht die inhaltliche Auseinandersetzung mit Positionen, wie sie in diesem Band vertreten wer-

*Rechtsextreme Positionen existieren
offenkundig auch im
Kontext von Kirche und Theologie.*

den. Dafür müssen größere Anstrengungen unternommen werden, populistische, antiliberale und rechtsextreme Narrative als solche zu erkennen, zu beschreiben und zu erwidern. Diese Positionen existieren offenkundig auch im Kontext von Kirche und Theologie.

Der Bereich der Publizistik spielt eine zentrale Rolle bei der Frage, wo welche Positionen Gehör finden können. Daher ist es auch an den Verlagen, sich intensiver damit auseinanderzusetzen, welche Inhalte veröffentlicht werden und gegebenenfalls dadurch erst normalisiert werden. Nur eine gesteigerte Aufmerksamkeit und klare Haltung in allen Teilbereichen von Gesellschaft wird es gelingen lassen, dem Erstarren der Demokratiefeindschaft Einhalt zu gebieten. ◀

INFORMATION

Eine Langfassung dieses Textes finden Sie unter www.zeitzeichen.net/node/10741.

Thomas A. Seidel, Sebastian Kleinschmidt (Hg.): *Angst – Politik – Zivilcourage: Rückschau auf die Corona-Krise*. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 318 Seiten, Euro 38,–.

WEITERE LITERATUR:

Gabriele Kämper: *Von der Selbstbewussten Nation zum nationalen Selbstbewusstsein*, in: *Werkstatt-Geschichte*, 13 (2004), Heft 37, 64–79.

Volker Weiß: *Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes*. Stuttgart 2017.

„Der Preis der Demokratie“

Bischof Henrik Stubkjær über das Selbstverständnis des Lutherischen Weltbundes (LWB), seine Ziele als sein neuer Präsident, postkoloniale Attitüden und eine Indoor-Demonstration in Krakau

zeitzeichen: Herr Stubkjær, ist der LWB noch nötig in einer Zeit, in der, geschätzt, ungefähr 99 Prozent der Bevölkerung in Europa nicht mehr den Unterschied erklären können zwischen, sagen wir, Luthertum und Calvinismus?

HENRIK STUBKJÆR: Ja, das stimmt. Aber ich glaube, der LWB ist nach wie vor wichtig. Bei uns in Dänemark zum Beispiel sind wir zwar eine Mehrheitskirche, aber wir schrumpfen. Das ist ähnlich bei allen Kirchen im globalen Norden, während die Kirchen im Süden der Welt derzeit wachsen. Wir brauchen den LWB, um dieser inspirierende Körper zu sein, der den Kirchen hilft, die vielleicht nicht viel Geld haben. Es gibt etwas ausdrücklich Lutherisches in unserer Theologie. Für Luther war es zentral, dass der Mensch befreit ist durch die Gnade Gottes. Das zu hören, ist genau das, was die Menschen überall auf der Welt heute zu hören nötig haben.

Die Abschlusserklärung der LWB-Vollversammlung in Krakau ist sehr vorsichtig und sagt vor allem, alles sollte gut sein. Das ist etwas schwierig, oder?

HENRIK STUBKJÆR: Ja, aber der LWB ist eben keine Organisation, die von oben nach unten organisiert ist. Als lutherische Kirchen arbeiten wir von unten nach oben. Wir treffen hier nicht im Namen unserer Kirchen Entscheidungen und stecken sie dann in die Köpfe unserer Kirchen und Gesellschaften. Aber wir diskutieren miteinander, wir geben diesen Raum. Ich weiß, dass es zum Beispiel für unsere weiblichen Delegierten in Afrika wichtig ist, dass wir eine klare Aussage treffen in Sachen Gleichberechtigung und Geschlechtergerechtigkeit. Das können sie dann in ihren Gemeinden sehr gut nutzen.



Foto: Albin Hillert

Henrik Stubkjær, geboren 1961 im dänischen Brædstrup, hat evangelische Theologie studiert und als Pastor gewirkt. Im Jahr 2014 wurde er Bischof des Bistums Viborg. Im September 2023 wurde er auf der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB) in Krakau zum neuen LWB-Präsidenten gewählt.

Wenn man in Krakau durch die Straßen ging, hat man kaum realisiert, dass es hier die große LWB-Versammlung gab. War es nicht ein seltsames Zeichen, dass es nur eine Demonstration von Jugenddelegierten innerhalb des Kongresszentrums gab, nicht außerhalb? Das war ein wenig absurd.

HENRIK STUBKJÆR: Da haben Sie in gewisser Weise recht. Aber ich war gleichwohl froh, dass diese Kundgebung stattgefunden hat, wenn auch nur innerhalb der Kongresshalle. Ich war 2009 verantwortlich für die Aufnahme von Kirchengästen beim COP15 in Kopenhagen. Das waren damals 2 000 Delegierte. Zur nächsten

Konferenz haben wir als LWB dann Jugenddelegierte entsandt. Ich hoffe, dass wir die Zahl der Jugenddelegierten bei Klimaaktionsplänen erhöhen und alle Kirchen um dieses Thema vereinen können, um dann eine öffentliche Demonstration machen zu können.

Hatten die Jugenddelegierten Angst vor der Welt da draußen? Warum demonstrierten sie nicht auf der Straße?

HENRIK STUBKJÆR: Das müssten Sie die jungen Leute fragen. Man muss ja die Demonstrationen im öffentlichen Raum anmelden, und vielleicht ist das nicht so einfach in Polen. Aber die Jugenddelegierten haben ja Maßnahmen zum Klimaschutz eingefordert, ebenso Raum in den Gremien, in denen Entscheidungen getroffen werden. Immerhin haben wir in den LWB-Entscheidungsgremien eine Jugendquote von 20 Prozent. Das haben wir weder in Dänemark, noch haben Sie es in Deutschland. Es wäre also der erste Schritt für uns, auf unsere Realität zuhause zu schauen.

Es gibt im LWB keinen Konsens zur Frage der Ehe für alle. Manche LWB-Kirchen praktizieren die so genannte Homosexuellenebe, andere nicht. Warum schließt der LWB die Kirchen nicht aus, die gegen die Homoebe sind?

HENRIK STUBKJÆR: Weil wir eben keine Von-oben-nach-unten-Organisation sind, im Gegenteil. Wir kommen aus so verschiedenen Kontexten, auch bei der Konferenz in Krakau. In manchen Ländern ist Homosexualität gesetzlich verboten.

In manchen Staaten kann es sogar mit der Todesstrafe bestraft werden.

HENRIK STUBKJÆR: Ja, man kann dafür ins Gefängnis kommen, sogar

die Todesstrafe erhalten. Wir können als Kirchengemeinschaft gemeinsam festhalten, dass die Würde aller Menschen, die nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, immer gewahrt werden muss. Wir verurteilen jegliche Form von Gewalt, unabhängig davon, wie wir als Kirchen oder als Einzelpersonen über die Themen Familie, Ehe und Sexualität denken. Aber es ist natürlich ganz einfach für uns, wenn man zum Beispiel aus den nordischen Staaten kommt, zu fordern, dass sich der LWB in seiner Abschlusserklärung klar für die Rechte von Homosexuellen aussprechen sollte. Aber wie sollen sich die Delegierten aus den Ländern verhalten, wo das verboten ist, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren? In Ländern, wo man ins Gefängnis kommen oder getötet werden kann, wenn man darüber redet. Das wäre kontraproduktiv.

Hier in Europa, in Riga, hat die Lutherische Kirche von Lettland die Frauenordination wieder rückgängig gemacht.

HENRIK STUBKJÆR: Ja, und das bedauere ich.

Nun, die Mitgliedschaft dieser Kirche im LWB könnte suspendiert werden, ohne Gefahr für die Christen dort.

HENRIK STUBKJÆR: Wenn Sie theologisch arbeiten, wissen Sie, dass das nicht so einfach ist. Es gibt nicht nur einen Weg und eine Wahrheit. Wir müssen auch auf den Kontext und unsere jeweiligen Gesellschaften schauen. Ich bedauere die Entscheidung der Letten, aber wir behalten sie im LWB und reden weiter mit ihnen. Wir reden mit ihnen über Gleichheit, über den Segen, den Pastorinnen für unsere Kirchen gebracht haben.

Glauben Sie, die Letten werden ihre Meinung in dieser Frage erneut ändern, obwohl sie doch die Frauenordination erst vor wenigen Jahren wieder abgeschafft haben?

HENRIK STUBKJÆR: Ich bin nicht die Person, die den Letten zu sagen hat, dass sie ihre Position ändern sollen.

Änderungen finden nicht statt, während wir sprechen, sondern zwischendrin, also in den Momenten, wenn wir nach Gesprächen wieder allein sind und über das Gehörte nachdenken. Dann kommen wir vielleicht zu neuen Gedanken.

Wie viele Mitgliedskirchen zahlen ihre Beiträge nicht an den LWB?

HENRIK STUBKJÆR: Ich glaube, es sind etwa 40 Prozent.

Und ist das in Ordnung?

HENRIK STUBKJÆR: Nein, nein. Ich finde das nicht in Ordnung. Natürlich müssen wir darüber reden. Es geht hier auch um das Engagement, das Commitment. Wir sind in der gleichen Gemeinschaft. Wer in einer Gemein-

Wir müssen die nicht zahlenden Kirchen fragen, warum sie nicht zahlen.

schaft ist, muss sich einbringen. Die Beiträge werden nach einem fairen Mitgliedsbeitragsprinzip berechnet und berücksichtigen das Vermögen jeder Kirche im Verhältnis zu anderen Mitgliedskirchen sowie Faktoren wie ihre Größe und den Wohlstandsindex des Landes. Wir müssen mit den nicht zahlenden Kirchen sprechen und sie fragen, warum sie nicht zahlen. Ist der Beitrag zu hoch, können sie ihn nicht zahlen? Dann sollten wir den Beitrag senken. Denn es ist auch eine Frage der Würde: Ihr seid hier mit dem gleichen Recht wie wir. Wir haben unseren Beitrag geleistet.

Natürlich ist es für die armen Kirchen im Süden schwerer, ihre Beiträge aufzubringen.

HENRIK STUBKJÆR: Ja, uns fällt das natürlich als reiche Kirche des Nordens leichter. Einige der nicht zahlenden Kirchen im Süden sind junge, kleine Kirchen und neue LWB-Mitglieder. Viele von ihnen leben unter harten Bedingungen, zum Teil im Krieg. Das ist schwer.

Manche von diesen Kirchen werden auch in ihrem Land diskriminiert.

HENRIK STUBKJÆR: Ja, wir müssen also da genau hinschauen und mit ihnen reden: Wie können wir euch helfen? Könnt ihr vielleicht zu euren Partnerkirchen im Norden gehen? Oder zu den Missionswerken, die sie unterstützen? Wenn ich gleich viel zahle, kann ich in den Versammlungen mit dem gleichen Recht aufstehen und meine Stimme erheben.

Das ist recht logisch.

HENRIK STUBKJÆR: Ja, das ist es. Wir wollen diese Kirchen ja an Bord haben. Ich gebe Ihnen gleichwohl Recht, wir müssen mit diesen Kirchen reden.

Es könnte ja auch eine postkoloniale Attitüde sein, für diese Kirchen des Südens einfach zu zahlen.

HENRIK STUBKJÆR: Genau. Wir halten diese Kirchen in der alten Tradition, dass wir diejenigen sind, die zahlen und sie empfangen. Das ist nicht angemessen. Wir müssen die Sache auf den Kopf stellen. Sie haben die gleichen Rechte wie wir.

Die Vollversammlung in Krakau und die Vortreffen verschiedener Gruppen zuvor, etwa der weiblichen Delegierten, haben rund 3,2 Millionen Euro gekostet. Das ist viel Geld. Hat sich das gelohnt?

HENRIK STUBKJÆR: Das ist viel Geld. Aber man kann das auch anders betrachten und sagen: Das ist der Preis für Demokratie. Natürlich sollten wir das so billig wie möglich machen, aber wenn wir wirklich Demokratie wollen, dann müssen wir alle hier sein, Auge in Auge. Das ist heute teuer, aber ich bin bereit, dafür zu zahlen.

Das Interview führte Philipp Gessler am 19. September in Krakau auf Englisch.

Eine längere Version des Interviews finden Sie auf: www.zeitzeichen.net/node/10721.

In der Konsensmaschine

Eindrücke vom Treffen des Lutherischen Weltbundes in Krakau

PHILIPP GESSLER/STEPHAN KOSCH

Die 13. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB) war vor allem eines: ein großes Familientreffen, das Gemeinschaft und Einheit beschwor. Konflikte wurden nicht öffentlich ausgetragen. Dennoch gab es spannende Momente. Und eine radikale Rede über die kommende Reformation – von einem Katholiken. Die *zeitzeichen*-Redakteure Stephan Kosch und Philipp Gessler waren dabei.

Irgendjemand hat den „falschen Knopf gedrückt“, so hieß es hinterher offiziell – und alle mussten vor die Tür. Für einige Minuten stand das schicke Kongresszentrum an der Weichsel leer. Feueralarm? Bombendrohung? Doch drinnen blieb alles ruhig, und die Delegierten aus aller Welt, die sich zur 13. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB) in Krakau trafen, konnten entspannt zum Mittagessen gehen. Man plauschte, lachte, wie bei einem Familientreffen nach langer Zeit, offenbar froh, sich nach all den pandemiebedingten Reisebeschränkungen wieder leibhaftig zu sehen.

Das Bild der Familie und die Ermahnung zur Einheit prägten die gesamte Vollversammlung, die schließlich auch unter dem Motto „One body, one spirit, one hope“ stand. „Seid ihr da, meine Familie?“, fragte die junge Pastorin Danielle Dokman aus Surinam zu Beginn ihrer Predigt im Eröffnungsgottesdienst. Ermunternde Zurufe aus dem Publikum, und los ging es mit einer sehr bewegenden Rede über die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland, die den neugeborenen Jesus suchen und bei König Herodes nach ihm fragen. Dokman machte klar, dass Menschwerdung Gottes kein abgehobenes theologisches Konzept sei. „Die Sonne geht über vielen Imperien dieser Welt unter. Einige erkennen das an, andere führen deswegen Krieg. Ich aber sage euch heute: Wann immer die Sonne über ei-

Selten so leer: die Treppe im Krakauer Kongresszentrum.

nem der Imperien dieser Welt untergeht, so ist es Zeit für euch, meine Familie in Christus, euch zu erheben! Wenn falsche Versprechen gegeben werden, um etwas gegen unsere Klimaungerechtigkeit zu unternehmen, dann, ihr 150 Kirchen, erhebt euch als Kirchengemeinschaft! Steigt auf wie der Stern in jener schicksalhaften Nacht, erhebt eure Stimmen und verkündet der Welt: Es gibt einen anderen Weg! Gott ist hier!“

Ein ungewohnter Predigtssound für europäische Ohren, aber er kam an. Die Delegierten feierten die junge Pastorin und dankten ihr mit langem Applaus. Denn natürlich stand ihnen nicht nur die Situation in vielen Ländern des globalen Südens vor Augen, sondern auch die in der Ukraine, räumlich recht nah am Versammlungsort. Hier liege eine wichtige Aufgabe für die Kirchen, sagte die aus Estland stammende LWB-Generalsekretärin Anne Burghardt. Der LWB habe den Krieg gegen die Ukraine immer klar verurteilt und leiste humanitäre Hilfe. Doch besonders wichtig würden die Kirchen in der Versöhnungsarbeit, wenn der Krieg einmal vorüber ist, sagte Burghardt und verwies auf die Rolle der Kirchen nach dem II. Weltkrieg in Europa. Möglicherweise könnten die lutherischen Kirchen in Russland, die den Krieg gegen die Ukraine nicht unterstützen würden, an dieser Stelle sehr wichtig werden.

Auch der katholische Intellektuelle Tomáš Halík aus Tschechien, Keynotespeaker des zweiten Tages in Krakau, äußerte sich zum Krieg gegen die Ukraine. Er verurteilte „Russlands Angriff“ und Präsident Putins „nationalen Messianismus“ ebenso



Marian Turski, Auschwitz-Überlebender.

wie die Führer der russisch-orthodoxen Kirche, die den Schritt zur „Wiedererrichtung ihres expandierenden Reiches“ mitgetragen hätten. Kirchen, die von einem politischen Regime korrumpiert werden, so warnte er, beraubten sich selbst einer Zukunft.

Vertiefte Ökumene

Doch der Berater des früheren tschechischen Präsidenten Václav Havel hatte eine noch viel grundlegendere Botschaft mitgebracht. „Die Christenheit steht an der Schwelle zu einer neuen Reformation.“ Reformation sei notwendig, sagte er, „wo die Form den Inhalt behindert, wo sie die Dynamik des lebendigen Kerns hemmt“. Solche Sätze wecken Erwartungen. Was konkret fordert Halík?

Zunächst eine Vertiefung der Ökumene, die im 21. Jahrhundert viel weiter reichen müsse, als die des vergangenen Jahrhun-





neue Form der Mission beinhalten. Deren Ziel sei nicht, neue Kirchenmitglieder zu rekrutieren und sie „in bestehende mentale und institutionelle Grenzen unserer Kirchen zu pressen, sondern gemeinsam über diese Grenzen hinaus zu gehen“. Eine Kirche in Bewegung – keine neue Forderung, aber doch immer wieder wichtig, denn die Beharrungskräfte sind groß.

Besuch in Auschwitz

Zumindest die Delegierten setzen sich gemeinsam in Bewegung, besuchten am Sonntag lutherische Gemeinden in Polen, zwei Tage zuvor aber auch das Konzentrationslager Auschwitz/Birkenau, eine gute Stunde entfernt von Krakau. Dort haben die Nazis über eine Million Menschen umgebracht, die meisten von ihnen waren jüdischen Glaubens. In kleinen Gruppen gingen die Delegierten durch die Ausstellung, die noch existierende Gaskammer und das Krematorium im Lager Auschwitz. Vor der so genannten Todeswand, an der zahlreiche Inhaftierte erschossen worden waren, legten Panti Filibus Musa, zu diesem Zeitpunkt noch LWB-Präsident, und Anne Burghardt einen Kranz nieder.

Im benachbarten Lager Birkenau ging jeder Besucher zwischen den Ruinen der beiden großen Krematorien einen kurzen Stationsweg mit stillen Gebetsritualen, der mit einem gesungenen „Kyrie“ beendet wurde. Begleitet wurden die Delegierten auch von Bischof Adrian Korczago von der Krakauer Diözese der Evangelisch-Augs-

„Kirche muss ein Feldlazarett sein, wo die Wunden verbunden und geheilt werden.“

burgischen Kirche in Polen. „Man kann nicht passiv bleiben oder sich indifferent verhalten dazu, wenn Menschen gefoltert und verfolgt werden wegen ihrer Religion, ihres Geschlechtes oder anderer Aspekte ihres menschlichen Daseins“, sagte der Bischof. Er hoffe, dass die Erfahrung die Besucher und Besucherinnen zu weiteren Reflektionen über die Verfolgungen unterschiedlicher Art weltweit anregt.

Besonders bewegend am Tag danach war dann der Auftritt des 97-jährigen Marian

Dank an den scheidenden LWB-Präsidenten Panti Filibus Musa (Mitte).



Blick in den großen Sitzungssaal, in dem auch der Eröffnungsgottesdienst (oben) gefeiert wurde.

derts. Es gehe nicht nur um die Einheit der Christen, die nur ein Nebenprodukt von etwas Größerem sein könne, nämlich „der Anstrengung, die ganze Menschenfamilie zusammenzubringen und die gemeinsame Verantwortung zu übernehmen für die Umwelt, die ganze Schöpfung“. Und dann folgen scharfe schnelle Kurven durch die Geschichte, das Zweite Vatikanische Konzil, die Religionskritik von Feuerbach, Marx, Freud und Nietzsche (der tote Gott der Illusionen) und Bonhoeffer, für den die einzig authentische christliche Transzendenz in der Selbst-Transzendenz hin zu anderen gelegen habe, in Solidarität und opfernder Liebe. „Heute sind es nicht nur die individuellen Christen, sondern auch unsere Kir-

chen, die ganze Christenheit, die zu dieser Selbst-Transzendenz aufgerufen sind.“

Aber was genau bedeutet Selbst-Transzendenz in der anstehenden Reformation der Kirchen? „Kirche muss ein Feldlazarett sein, wo die Wunden – körperliche, soziale, psychologische und spirituelle – verbunden und geheilt werden.“ Und sie müsse zu denen gehen, die außerhalb der Grenzen der Religion leben, die Welt der „Nones“, die nicht als „Atheisten“ oder „Ungläubige“ gesehen werden sollten. Auch denjenigen, die eine bestimmte Form von Theismus ablehnten, sei das Geheimnis, das wir mit dem Wort Gott bezeichneten, nicht verschlossen. Deshalb müsse die „neue Reformation“ und die Ökumene des 21. Jahrhunderts auch eine





Kranzniederlegung an der „Todeswand“ in Auschwitz.

Turski, der in seiner Jugend in Auschwitz inhaftiert war. Der Historiker und Journalist sprach aber nicht über die Vergangenheit, sondern über eine Gegenwart, in der die vier apokalyptischen Reiter aufzutauchen scheinen, die Krieg, Krankheit, Tod und Hunger über die Welt bringen. „Haben wir das nicht in jüngster Zeit gesehen? Besonders nach der Pandemie? Die Dürren und Fluten? Krieg? Menschen, die zur Flucht gezwungen sind?“

In der Diaspora

Solche Ereignisse machten den Menschen Angst, und diese Angst werde ausgenutzt von populistischen Regierungen, die Hass gegen Fremde schürten. In der Pressekonferenz im Anschluss an die Rede verwies Turski konkret auf die AfD in Deutschland, aber auch auf die entsprechenden Entwicklungen in Polen, Ungarn und vielen anderen Ländern Europas. In diesen Zeiten seien die Vertreter der Religion besonders gefordert, sagte Turski, der auch Präsident des internationalen Auschwitz-Komitees ist. „Die Welt ist nur eine schmale Brücke, aber man darf keine Angst haben“, zitierte er aus einem jüdischen Lied, das in den Synagogen gesungen werde. „Also lasst uns keine Angst haben vor den Fremden, vor dem Anderen.“

Am Sonntag dann brachen die Delegierten aus aller Welt auf, um kleine Gemeinden überall in Polen kennenzulernen. Eine ganze Busarmada machte sich auf den Weg. In den kleinsten Bus mit der Nummer 10, einen schwarzen Minibus japanischer Bauart, quetschten sich neben den Reporter zwei Bischöfe, Joseph Bvumbwe von der evangelisch-lutherischen Kirche im afrikanischen Malawi und Vijaya Bhaskar Entrapati der South Andhra Lutheran Church in Südindi-

Kyrie-Gesang in Birkenau.

en. Zu ihnen gesellten sich in prächtig-bunten Kleidern mit Sari-Anklängen die nicht ordinierte Delegierte Elizabeth Dhinagar und die Pastorin Sosirite Kandulna, beide ebenfalls aus Indien, sowie der dänische Intellektuelle und Kirchenexperte Søren Abildgaard und Pastor Hakan Nilsson aus dem schwedischen Uppsala – eine angemessen bunte Truppe, kann man sagen.

Fast zwei Stunden lang ging es übers platte Land ins südpolnische Częstochowa (auf Deutsch: Tschenstochau). Und wenn es für Lutheraner überhaupt so etwas gibt wie Diaspora, dann ist sie dort zu finden, mitten in dieser Großstadt mit rund 220 000 Einwohnern, gelegen in der Woiwodschaft Schlesien. Denn Częstochowa ist unbestritten das Herz des katholischen Polen: Die Ikone der Schwarzen Madonna im Kloster Jasna Góra (Heller Berg) ist in Częstochowa seit Jahrhunderten ein Symbol von überaus großer nationaler Bedeutung. Das Marienbildnis gilt als wundertätig und wird jedes Jahr von mehreren Millionen Pilgern aufgesucht. Es braucht schon einiges an Gottvertrauen und protestantischer Zuversicht, um in einer solch tiefkatholischen Umgebung ausgerechnet eine lutherische Kirche zu leiten.

Der Gottesdienst war sehr liebevoll gestaltet, es wurden Bach und Händel an der Orgel und mit der Violine gespielt. Alle

machten tapfer mit, die lutherische Frömmigkeit funktionierte eben auch weltweit. Aufhorchen ließ ein Satz aus der in Englisch gehaltenen Predigt von Bischof Entrapati aus Südindien. Er erwähnte knapp die derzeitige Verfolgung, ja sogar Folter und Morde, die seine Gläubigen, darunter Priester seiner Kirche, zu erleiden hätten. Pastorin Kandulna bestätigte eine zunehmend feindselige Stimmung gegenüber Christinnen und Christen in Indien. Die Hetze wird angefacht und verstärkt durch einen ausgrenzenden Hindu-Nationalismus, für den auch der indische Premier Narendra Modi seit zehn Jahren Verantwortung trägt.

Wie friedlich und respektvoll sind dagegen das religiöse Zusammenleben und das Staat-Kirche-Verhältnis in Polen, überhaupt in Europa! Das wurde auch nach dem Gottesdienst deutlich beim Austausch mit anderen Gläubigen im schlichten Gemeindesaal der lutherischen Kirche von Częstochowa. Mit Händen und Füßen, in Polnisch, Englisch und auch etwas Deutsch fanden einige intensive Gespräche statt, die das eifrig bemühte Schlagwort vom gegenseitigen Lernen plötzlich gar nicht mehr als eine Plattitüde erscheinen ließen.

Und sonst? Die Vollversammlung wählte einen neuen Präsidenten (ohne Gegenkandidaten), den dänischen Bischof von Viborg, Henrik Stubkjaer (siehe Seite 12). Der

„Die Welt ist nur eine schmale Brücke, aber man darf keine Angst haben.“

Experte für Entwicklungszusammenarbeit folgt dem zumindest in der Außenwirkung eher zu diplomatisch agierenden Filibus Musa. Doch die sehr unterschiedlichen Kirchen lutherischen Bekenntnisses unter einen Hut zu bekommen und dennoch profilierte Aussagen zu treffen, ist sicher auch



eine große Herausforderung. Das wurde auch deutlich an den zahlreichen Resolutionen und „Öffentlichen Stellungnahmen“, die einerseits in der Regel niemandem wehtun, andererseits aber auch außerhalb der Kirchenblase kaum wahrgenommen werden. Wenn ein Papier mit ziemlich vielen Bibelzitatzen eben etwas verkündet, von dem alle sowieso denken, dass das richtig ist, und zudem niemand provoziert werden soll, kommen Texte heraus, die nur wenig öffentliche Resonanz erfahren. Die Welt soll mit Gottes Hilfe und dem weltweiten Lutherum ein besserer Ort werden, ja, das ist richtig – aber lockt eine solche Message wirklich viele Leute hinter dem Ofen hervor?

Palästina und Israel

Der LWB und vor allem seine alle sechs bis sieben Jahre stattfindenden Vollversammlungen sind große Konsensmaschinen, die jeweils ein paar Millionen Euro kosten, ohne dass die öffentliche Wirkung grandios wäre, um es sehr zurückhaltend zu formulieren. Doch zwei „Öffentliche Stellungnahmen“ sind in der Flut des geduldigen Papiers dann doch erwähnenswert. Zum einen ein Papier zum Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine, das diesen Krieg mitten in Europa klar verurteilt. Dass nicht zugleich Waffenlieferungen an die Ukraine gefordert werden, war auch nicht wirklich von dieser Versammlung zu erwarten. Zum zweiten wurde ein Papier zur Lage der Christinnen und Christen im Heiligen Land verabschiedet. Der Text entstand vor den jüngsten Angriffen der Hamas und würde jetzt wohl anders formuliert werden. Der LWB hat auch am 8. Oktober mit einem aktuellen Statement reagiert und beide Seiten zum Frieden aufgerufen.

Warum aber gerade palästinensische und arabische Delegierte auf internationalen Kirchenversammlungen dieser Art mit ihrer Sicht der Dinge immer wieder so immens viel Einfluss haben, ja der israelisch-palästinensische Konflikt fast nur aus ihrer Perspektive gewürdigt wird, das ist ein Geheimnis ganz eigener Art. Und keinesfalls ein Segen. ◀

INFORMATION:

Alle aktuell geschriebenen Texte der *zeitzeichen*-Redaktion aus Krakau finden Sie unter www.zeitzeichen.net/node/10681.

Mutige Entscheidung

Ökumenischer Predigtpreis für Luisa Neubauer

REINHARD MAWICK

„Luisa Neubauer erhält den Ökumenischen Predigtpreis für ihr Lebenswerk.“ Diese Nachricht ließ aufhorchen. Ja, vor knapp zwei Jahren hatte eine Predigt der 27-jährigen Umweltaktivistin im Berliner Dom für Aufregung gesorgt. Einmal durch das Dass einer Predigt mit Neubauer überhaupt und dann durch zwei Sätze daraus, die schon vor zwei Jahren eine breitere Öffentlichkeit erreichten: „Gott wird uns nicht retten. Das müssen wir selbst tun.“ Was!?

Dafür gibt's einen Predigtpreis? Und dann gar für das Lebenswerk? Für die Nachrichtenagentur *IDEA* war der Fall klar: „Die Vergabe an Luisa Neubauer ist ein Missgriff und ein peinlicher Schrei nach öffentlicher Aufmerksamkeit.“ Ein Urteil, das man *nicht* teilen muss, besonders wenn man der Preisverleihung am 16. Oktober in der Bonner Schlosskirche beigewohnt hat. In seiner Laudatio erklärte dort Eberhard Hauschildt, Professor für Praktische Theologie und Vorsitzender der Jury des Predigtpreises, den Hintergrund der Gedanken einer Auszeichnung des Lebenswerkes. Hier gehe es der Jury um „Personen, deren öffentliches Tun einen Beitrag zu der Art von Kultur im breiten Sinne leistet, die auch das Umfeld von Predigt darstellt“. Und dies passe gut auf Luisa Neubauers Wirken als Aktivistin von *Fridays for Future*. Ihr Wirken und auch ihre Predigt im Berliner Dom verkörperten den Grundsatz vom Handeln, „als ginge es um alles“. Hier entdeckte Hauschildt eine prophetische Dimension. Zudem dürfe man ja bei dem inkriminierten Satz von Gott, der uns angeblich nicht helfen könne, nicht stehen bleiben, denn Neubauer sage in ihrer Predigt

danach ja dies: „Wir werden uns retten, weil wir nicht den Glauben verlieren.“ Hauschildts kunstvolle Laudatio macht deutlich, dass die Entscheidung sehr durchdacht war. Man muss sie natür-

lich nicht teilen, aber sie hat sicher weniger mit einem „Schrei nach öffentlicher Aufmerksamkeit“ zu tun als vielmehr mit einem wachen Sensorium der Jury für die Zeichen unserer Zeit. Gut gemacht! Eine mutige Entscheidung!

Lediglich die Kategorie „Lebenswerk“ sollten

die Verantwortlichen des Preises, der seit neuestem nicht mehr vom Verlag für die Deutsche Wirtschaft, sondern von den theologischen Institutionen der Universität Bonn verliehen wird, vor dem Hintergrund der Neubauer-Auszeichnung überdenken. Denn für eine 27-Jährige ist so etwas schon sehr ungewöhnlich, wie die Geehrte selbst in ihrer Dankesrede anmerkte. Um Missverständnissen vorzubeugen, sollte man neben dem Preis für die beste Predigt, den in diesem Jahr Nathalie Schuler erhielt, eine Person, die altkatholische Theologie studiert hat, und dem Preis für das Lebenswerk künftig einen zusätzlichen dritten Preis einführen, nämlich den für den/die bedeutendste/n „Predigt-Influencer/in des Jahres“. Am „Wording“ des dritten Preisnamens kann ja noch gefeilt werden ... ◀

Die prämierten Predigten, die Laudationes und die Danksagungen der Preisträgerinnen können Sie hier nachlesen: www.predigtpreis.de.

Einen ausführlichen Bericht von der Preisverleihung lesen Sie hier: www.zeitzeichen.net/node/10743.



Foto: Rolf Zöllner

Wird nie Frieden im Heiligen Land?

Nach dem jüngsten Terrorangriff der Hamas auf Israel scheint Frieden im Heiligen Land kaum noch möglich zu sein. Oder gibt es noch eine realistische Chance? Wir haben sechs Menschen befragt.

Frieden braucht Sicherheit



Foto: picture-alliance

Volker Beck, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG) e. V. und Geschäftsführer der Tikvah Institut gUG:

Dieser neue Krieg hat die Grundannahmen vieler Schlaumeier aus den Außenministerien in Berlin, Brüssel und anderen europäischen Hauptstädten Lügen gestraft: Israel wurde sowohl für die Blockade von Gaza, die ja im Wesentlichen in einer Kontrolle der Ein- und Ausfuhr bestand, und für den Zaun zum Westjordanland, um die Welle der Selbstmordanschläge seit der zweiten Intifada im israelischen Kernland einzudämmen, kritisiert. Heute muss man sagen, die Kritik, die Kontrolle des Güterverkehrs sei zu scharf gewesen, hat sich als unhaltbar erwiesen. Sie war allenfalls nicht konsequent genug. Sonst wäre das Massaker vom 7.10.2023 nicht möglich gewesen.

Es gibt keinen Frieden ohne Sicherheit. Diese Lektion sollte man doch auch in Europa für die Epoche nach dem Ende des Kalten Krieges spätestens mit Putins Bruch des Budapester Memorandums bei der Besetzung der Krim 2014 gelernt haben. Frieden hat nur eine Chance, wenn Israel weiß, dass es für die Aufgabe von Herrschaft und Kontrolle über palästinensische Gebiete Sicherheit vor Angriffen aus diesen Gebieten bekommt. Und das ist keine Frage von nice Erklärungen. Es kommt auf belastbare sichere Strukturen an.



Israelischer Soldat patrouilliert an der Grenze zu Gaza.

Und deshalb glaube ich auch nicht daran, dass die Zwei-Staaten-Lösung der nächste Schritt bei einer potenziellen Befriedung des Konfliktes sein kann. Das Ja zur Zwei-Staaten-Lösung ist ein semantischer Container für das politische Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser und ihr Recht auf kulturelle und ökonomische Entwicklung. Dieses Recht und diese Perspektive teile und unterschreibe ich. Es wird aber seiner Realisierung nur näherkommen, wenn arabische Staaten, zum Beispiel die ehemaligen Besatzer des Westjordanlandes und des Gaza-Streifens, also Ägypten und Jordanien, vielleicht gemeinsam mit anderen, mehr Verantwortung bei der Sicherheit übernehmen.

Denn mit der aktuellen politischen Führung in Ramallah, die Terrorrenten an gefangene Terroristen und Hinterbliebene von toten Terroristen zahlt, und Gaza, das für den größten antisemitischen Massenmord seit dem Holocaust steht, kann Israel keine Kompromisse schließen, ohne das Leben seiner Bevölkerung zu gefährden. Muss man es aussprechen? Eine Organisation wie die Hamas will die Juden weltweit oder zumin-

dest in der Nahostregion töten. Soll Israel etwa darüber verhandeln, ob wenigstens die Hälfte überleben darf? Absurd. Es gibt aktuell keinen verlässlichen palästinensischen Partner für Frieden.

VOLKER BECK

Mit Abgründigem rechnen



Foto: epd

Christian Staffa, Studienleiter der Evangelischen Akademie zu Berlin und EKD-Beauftragter für den Kampf gegen Antisemitismus:

Wie könnte Frieden werden? Vermutlich war es nie hilfreich, Ratschläge nach Israel zu senden, was Israel – deutlich seltener, was die palästinensische Seite oder jedes Nachbarland – tun müsste, um in Frieden mit seinen Nachbarn leben zu können. Noch weniger wird die UNO befragt, ob denn das Aufrechterhalten der Flüchtlingslager nicht menschenrechtlich mehr als bedenklich ist und auf keinen Fall den Frieden fördert. Inklusion der 3. Generation Flüchtlinge in den Autonomiegebieten und im Libanon und Syrien wäre ein echter Schritt auf dem Weg zu ein wenig mehr Frieden.

„Wirklicher Friede für Israel bedeutet die Aussicht, in der Welt auf eine neue Art leben zu können. Die Aussicht, dass Israel nach und nach von den Verheerungen durch 2 000 Jahre Exil, Verfolgung und Dämonisierung genesen wird“, so sagte David Grossman in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels.

Die Verheerungen durch die skrupellosen Mörder der Hamas am 7. Oktober 2023 sind wohl motiviert von den zunehmenden

„Nie Frieden“
ist kein
vernunftgeleiteter
Ansatz.

und durchaus erfolgreichen Friedensbemühungen sogar der jetzigen israelischen Regierung. Das wollte die Hamas nicht dulden, denn sie will keinen Frieden. Ihr Vernichtungswille ist auf grausamste Weise manifest.

„Nie Frieden“ ist kein vernunftgeleiteter Ansatz. Aber vielleicht geht es für einen langen Augenblick noch eher um Sicherheit. Dafür braucht es neue Ansätze, die auch mit dem Abgründigen rechnen und darauf sich beziehen, keine wohlfeilen Reden, sondern wirkliches – vielleicht sogar militärisches – Tun, etwa der Nato, aber eben auch der Entwicklungspolitik, auch der kirchlichen – sinnvolle Bedingungen zu stellen, Gespräche zu vermitteln und eigene Fehler zu analysieren. Als Antisemitismusbeauftragter der EKD kann ich nur schließen mit einer Bitte um selbstkritisches kirchliches Tun, israelbezogenen Antisemitismus in den eigenen Reihen und der Ökumene zu adressieren und zu bekämpfen im Interesse eines anders ausgerichteten „Nie wieder“.

CHRISTIAN STAFFA

Ausgleich statt Vertreibung

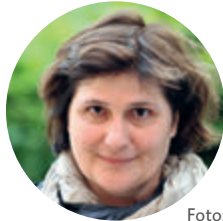


Foto: epd

Johanna Haberer, Prof. em, für evangelische Publizistik und beratende Mitarbeiterin von *zeitzeichen*:

Vier Monate habe ich in diesem Jahr die Pfarrstelle auf dem Ölberg vertreten. Das ist in Ostjerusalem: Palästinensergebiet. Ich habe unendlich viele Gespräche geführt. Ich habe die unsichtbare Mauer kennengelernt, die durch die Heilige Stadt geht. Die täglichen Provokationen der rechtsradikalen israelischen Minister, die ungeschminkt sagen, dass sie ohne Rücksicht auf Verluste palästinensisches Land besiedeln werden. Ich habe den evangelischen Christen Daoud Nasser in Bethlehem kennengelernt, der seit 35 Jahren das Land seiner Vorfahren gegen Übergriffe der Siedler verteidigt und auf seiner Webseite schreibt: „Angesichts der großen Ungerechtigkeit wissen wir, dass wir nicht hassen, verzweifeln oder fliehen sollten. Wir weigern uns, Feinde zu sein.“ Ich habe auch das fröhliche, glückliche Tel Aviv kennengelernt, wo man nachts am Strand bis in den Morgen tanzt, und die Welt steht denen offen, die Juden sind.

Beide Teile dieses Landes wollen die Lebensrealität des anderen nicht wahrnehmen. Die ortsansässigen Christen sind entweder in Botschaften oder Schulen tätig, oder sie arbeiten seit Jahrzehnten für NGOs im Palästinenserland. Sie werden derzeit von muslimischer und jüdischer Seite in die Zange genommen, es kommt vor, dass Männer im Ordensgewand demonstrativ angespuckt werden. Um die Weihnachtszeit im vergangenen Jahr wurde der evangelische Friedhof geschändet.

Wir haben in der evangelischen Gemeinde über den Nahostkonflikt heftig gestritten und mit Positionen und Argumenten gerungen. Und am Ende fühlt es sich an,

als wüsste ich weniger über dieses Land und seine Menschen als bei meiner Ankunft.

Ich fuhr ab in tiefer Verunsicherung, was ich allerdings für einen produktiven Zustand halte. Denn Verunsicherung schützt vor Besserwisserei. Ich verließ dieses wunderschöne und aufregende Land in großer Sorge, denn die Kräfte, die den Exodus der Palästinenser mit Verve betreiben sind dabei, die Oberhand zu bekommen.

Und ich verließ dieses Land mit einem tiefen Schmerz. Denn je mehr man über die Menschen hier weiß – über ihre Träume, Fähigkeiten und Visionen –, umso größer wird der Schmerz darüber, wie überirdisch schön dieses Land doch sein könnte, wenn alle zusammen und nicht in wachsendem Hass gegeneinander arbeiten würden. Nach dem unvorstellbar grausigen Überfall der Hamas ist nun die Hölle ausgebrochen. Wenn in Israel/Palästina und Gaza Ruhe einkehren wird, wird es eine Friedhofsruhe sein. Es könnte ein Lichtblick sein, wenn Israel nach diesem Sicherheitsdesaster eine Regierung bekommt, die auf Ausgleich setzt statt auf Vertreibung und Verdrängung der Mitbürger.

JOHANNA HABERER

Am Ende werden wir Frieden haben



Foto: privat

Jens Nieper, bis 2021 Nahostreferent des Berliner Missionswerkes:

Seit über 56 Jahren erleben Palästinenser Willkür und Unfreiheit, Diskriminierung und Entrechtung. Ihre Bewegungsfreiheit wird in kleinen Schritten immer weiter eingeschränkt. Mehr und mehr Land wird ihnen genommen. Fast täglich kommen Palästinenser durch israelische Sicherheitskräfte und jüdische Siedler ums Leben – und die Opfer sind keineswegs nur gestoppte

Attentäter. Von diesen Getöteten wird nur noch selten in unseren Medien berichtet. Laut UNO war 2022 das opferreichste Jahr für Palästinenser seit 2005.

All dies rechtfertigt in keinsten Weise die widerlichen Untaten, die am 7. Oktober stattfanden: Dafür gibt es keine Rechtfertigung und keine Begründung. Aber all dies beschreibt eine Problemlage, die durch die Massaker nicht verschwunden ist oder bedeutungslos wurde. Spätestens wenn die israelische Armee den Kampf gegen die Hamas abgeschlossen hat, stellt sich ja die Frage, wie es mit Israel und den Palästinensern weitergehen soll.

Das grausige Wüten der Hamas hat auch die kleinen verbliebenen Chancen für einen israelisch-palästinensischen Frieden vorerst zerstört. Auch, was dazu in Deutschland geschieht und aus Deutschland beigetragen wird. Denn nun ist es schwierig, palästinensische Aspekte im Diskurs zu benennen. Differenzierungen haben es schwer. Anfeindungen und Beleidigungen habe ich – und nicht nur ich – in den vergangenen Wochen diesbezüglich laufend erhalten. Viele setzen aktuell augenscheinlich „Palästinenser“ pauschal mit „Hamas“ und „Terror“ gleich. Die Hamas hat nur den Extremisten gedient – den arabischen wie den jüdischen.

Aktuell erlebe ich, dass sich nicht nur Juden in Israel und in aller Welt, sondern auch viele Palästinenser Sorgen machen und Angst haben, wie es nun weitergehen wird. Denn die meisten Palästinenser wünschen sich eigentlich das Gleiche wie die Israelis, die nur ein paar Kilometer weiter entfernt leben: ein Leben in Frieden und Sicherheit, Freiheit und etwas Wohlstand. Ein Leben in Würde.

Deshalb halte ich an einer Friedenshoffnung für Israel und Palästina fest. Nötig für einen Frieden ist, dass Israelis und Palästinenser akzeptieren, dass die anderen nicht verschwinden werden. Israel wird bleiben, und die Palästinenser werden weiter da sein. An dieser Einsicht hapert es bei noch zu vielen auf beiden Konfliktseiten.

Und dann werden einmal zwei führungsstarke, glaubwürdige und mutige Menschen in Israel und Palästina die Macht und Möglichkeit haben zu sagen: „Wir wählen nun einen der zig Friedenspläne, die in den Schubladen liegen, aus und werden diesen konsequent umsetzen. Trotz vieler Widerstände, trotz Gewalt. Wir werden unseren Völkern sagen, dass

das Verzicht und Kompromisse beinhaltet – für beide. Aber am Ende werden wir Frieden haben.“

JENS NIEPER

Interreligiös lernen



Foto: House of One

Kadir Sancı, Imam am House of One in Berlin und Religionswissenschaftler an der Universität Potsdam:

Der Nahostkonflikt stellt zweifellos eine der schwerwiegendsten Bedrohungen für den Weltfrieden dar. Die jüngsten Ereignisse haben uns erneut vor Augen geführt, welche konkrete, skrupellose Gefahr von Terrorismus ausgeht. Der Krieg im Heiligen Land hat auch bei vielen von uns in Deutschland Ängste ausgelöst. Hoffnungslosigkeit macht sich breit. Wird es im Heiligen Land je Frieden geben?

Der Frieden in dieser Region kann nur dann fest etabliert werden, wenn Israelis Sicherheit erfahren und Palästinenser unter lebenswerten Bedingungen in Würde frei leben können. Er kann aber auch nur dann zu einem echten Frieden werden, wenn politische Anstrengungen durch einen gesellschaftlichen Dialog verfestigt werden.

Die Gewalt wird mit religiösen Argumenten legitimiert, die Religionen instrumentalisiert. Daher ist es von entscheidender Bedeutung, die religiösen Vertreter als Unterstützer eines friedlichen Weges zu gewinnen.

Für einen nachhaltigen Frieden jedoch muss der interreligiöse Dialog institutionalisiert werden. Es gibt auf zivilgesellschaftlicher Ebene bereits einige israelisch-palästinensische Organisationen, die sich für Frieden einsetzen. Ihre Stimmen aber sind zu schwach.

Friedenserziehung muss als selbstverständliches Miteinander Teil der Bildung jedes Kindes werden. Das Heilige Land benötigt Kindergärten, Schulen und Univer-

sitäten, die unter jüdischer, christlicher und muslimischer Beteiligung gleichberechtigt entstehen und betrieben werden, ähnlich wie es bereits in kleinerem Rahmen im Berliner „House of One“ funktioniert.

Die Mädchen und Jungen sollten in ihren jeweiligen Religionen, Traditionen und Sprachen unterrichtet werden, während sie gleichzeitig die Religionen und Kulturen der anderen gemeinsam kennenlernen. In den ersten Jahren werden möglicherweise Mediatoren benötigt. Zu tief sind bei manchen die Verletzungen. Besonders ausgebildete jüdische und muslimische Lehrerinnen und Lehrer können diese Rolle gemeinsam übernehmen.

Das Kennen und Wertschätzen von Unterschieden wird zu einer Selbstverständlichkeit, und Schulen werden zu einem Keim des friedlichen Miteinanders in der Gesellschaft. Dies würde dem Hass die Nahrungsgrundlage entziehen. Ja, auf diese Weise wäre ein dauerhafter Frieden im Heiligen Land möglich. Das Zusammenleben verschiedener Glaubensrichtungen ist keine Utopie, solange wir alle dazu beitragen.

KADIR SANCI

An Wunder glauben

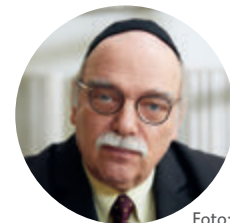


Foto: epd

Andreas Nachama, Historiker, Rabbiner und Publizist:

Als ich zehn Jahre alt war, wurde in Berlin „die Mauer“ errichtet. Die Erwartung war, dass die Sowjets sich West-Berlin bei nächster sich bietender Gelegenheit einverleiben werden. Noch Anfang der 1980er-Jahre war nicht zu erkennen, dass „die Mauer“ von einer DDR-Protestbewegung mit Kerzen in der Hand tatsächlich ohne „Schwerter“ umgepflügt werden würde.

Gerade werden wir Zeugen einer schrecklichen Gewalterruption in dem Heiligen Land der drei abrahamitischen Religionen. Das Töten, das Verschleppen von Kindern, Frauen, Männern aus Israel ist ein

Verbrechen und mit nichts zu rechtfertigen. Diese Eruption von Gewalt ist das Gegenteil dessen, was das Heilige Land der drei Religionen braucht, nämlich Frieden für die ganze Region – eine Utopie?

1973 war ich mit einer Delegation Berliner Studenten in Scharm El-Scheich, das damals israelisch besetzt war. Dort erklärte uns ein israelischer Presseoffizier, dass diese Grenze am Suez-Kanal die sicherste Grenze der Welt sei. Ich wand ein, dass die sicherste Grenze damals die zwischen der Bundesrepublik und Luxemburg sei, wo sich lediglich ein paar Zigarettenschmuggler darauf gefasst machen mussten, von Zöllnern zur Kasse gebeten zu werden. Im Jom-Kippur-Krieg war die angeblich sicherste Grenze der Welt einfach überrannt worden, wie jetzt der „Sicherheitszaun“ um Gaza.

Im deutschen Sprachkreis kommt das Wort Frieden vom „Einzäunen“ – ein Friedhof ist ein „eingezäuntes Grundstück“. Das hebräische Wort „Schalom“ stammt von der Wortwurzel „Schin-lamet-mem“, das am besten etwa mit „Vollkommenheit“ übersetzt werden könnte. Im deutschen Sprachkreis bedeutet „Frieden“ also, wenn die Grenzen halten, im Hebräischen, wenn auch die, die hinter der Grenze leben, in die Entspannung miteinbezogen sind – im Sinn von „umfassendes Heil“.

Wer in der Geschichte nicht an Wunder glaubt, kennt die Historie nicht – wäre vor etwas mehr als hundert Jahren denkbar gewesen, dass Deutschland und Frankreich Gründer- und Geschwisternationen eines vereinten Europas geworden sind? Und übrigens: Alle Friedensverträge, die ich kenne, wurden zwischen Feinden geschlossen.

Wie stelle ich mir also Frieden im Heiligen Land vor? Dass Grenzen so bedeutungsvoll sind wie zwischen Deutschland und Luxemburg heute, dass Israelis und Palästinenser geschwisterlich miteinander wohnen, ja dass außer beim Gang in die Synagoge, in die Moschee oder Kirche Religion und Herkunft oder Nationalität keine Rolle spielen, dass säkulare Israelis, die keine Hochzeit von einem Geistlichen wollen an den Strand von Gaza fahren, um dort (wie jetzt auf Zypern) standesamtlich heiraten zu können. Mit Gottes Hilfe wird so Frieden im Heiligen Land!

ANDREAS NACHAMA

HINWEIS

Alle Texte finden Sie ungekürzt einzeln veröffentlicht auf www.zeitzeichen.net.

ANNETTE KURSCHUS

Der Schluck aus der Pulle

Warum Alkoholranke Hilfe und nicht Häme brauchen

„Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind“: Dieses bekannte Sprichwort aus dem Schatz der biblischen Weisheit hat Dietrich Bonhoeffer oft und gern zitiert.

Bereits 1934 schrieb er an einen Kollegen: „Tu den Mund auf für die Stummen“ Spr. 31,8 – wer weiß denn das heute noch in der Kirche, dass dies die mindeste Forderung der Bibel in solchen Zeiten ist?“ Unsere Zeiten sind zum Glück nicht „solche Zeiten“, und doch ist sie auch heute aktuell. Bonhoeffer hatte damals die mundtot gemachten Juden im Blick, für deren Recht Christen ihre Stimme erheben sollten. Neunzig Jahre später müssen wir immer noch und wieder neu den Mund aufmachen gegen Antisemitismus – ob er aus dem Osten oder Westen unseres Landes kommt, ob aus dem Norden oder Süden der Welt. Das gilt auch, wenn er vermeintlich philosemitisch laut wird im rechtspopulistischen Empörungsetöse über den Antisemitismus der muslimischen Zuwanderer. Deutschland ist hier vergleichbar mit einem trockenen Alkoholiker, der ganz genau weiß, was passiert, wenn er nur einen einzigen Schluck aus der Pulle nimmt. Das bemerkt der Journalist Heribert Prantl und stellt nüchtern fest: „Abseits der offiziellen Anlässe dagegen, und zwar nicht nur an den Stammtischen, greift man immer wieder zum alten Fusel.“ Apropos Alkohol. Die Hebräische Bibel meint im eingangs genannten Sprichwort die damaligen Außenseiter, die Armen und Verlassenen, die sich in ihrem Elend nur noch besaufen möchten. Das Wort hat einen bemerkenswerten Vorspann: „Nicht den Königen ziemt es, Wein zu trinken, nicht den Königen, noch den Fürsten Bier! Sie könnten beim Trinken des Rechts vergessen und verdrehen die Sache aller elenden Leute. Gebt Bier

denen, die am Umkommen sind, und Wein den betrübten Seelen, dass sie trinken und ihres Elends vergessen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken.“

Welch eine bizarre Umkehrung unserer

Moral! Die belächelt milde den angetrunkenen Politiker im Talkshow-Sessel, zeigt aber dem Trinker auf der Parkbank die Zähne. Gibt man den Kindern mehr Geld, setzen die Eltern es nur in mehr Alkohol und Zigaretten um, heißt zudem ein Lieblingsklischee. Es wird gehegt und gepflegt in den

wiederkehrenden Diskussionen über die Anhebung von Sozialleistungen, da kann es noch so viele Untersuchungen geben, die es eindeutig widerlegen. Es ist geradezu eine paradoxe Intervention, wenn uns die Bibel mahnt: Achtet darauf, dass die Regierenden nüchtern das tun, was ihre Aufgabe ist, nämlich für die verlassenen und vergessenen Menschen sorgen, die oft so elende Lebensgeschichten haben. Seid großzügig mit den Unglücklichen, die ihr Elend am liebsten ersäufen möchten. Macht für sie den Mund auf!

Am Armutsalkoholismus gibt es nichts, aber auch gar nichts schönzureden, völlig klar. Es gibt ihn ebenso wie den Reichtumsalkoholismus. Ich habe Hochachtung vor allen, die ihre Sucht überwunden haben, und riesigen Respekt vor denen, die suchtkranken Menschen helfen, Wege zurück ins Leben zu finden. Das ist eine mühsame Aufgabe. Sie braucht das weite Herz, das in dem biblischen Sprichwort steckt. ▽

—
Annette Kurschus ist Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, Ratsvorsitzende der EKD und Herausgeberin von *zeitzeichen*.



Foto: Joerg Dieckmann

Die kultivierte Droge

Alkohol ist in unserer Gesellschaft allgegenwärtig und stets verfügbar. Wir rühmen unser reines Bier und den guten Wein, genießen Hochprozentiges in geselliger Runde. Doch für Millionen Menschen in Deutschland ist Alkohol vor allem das Gift, nach dem sie süchtig wurden. Experten fordern einen Paradigmenwechsel im Umgang mit Alkohol. Unsere Trinkkultur steht auf dem Prüfstand.





Foto: dpa

REINHARD LASSEK

Alles nur Chemie

Woraus Alkohol besteht und wie er wirkt. Ein nüchterner Blick auf Zellen und Moleküle.

Seite 24

STEPHAN KOSCH

Kultur und Konsum

Alkohol ist Kulturgut und ein Produkt, das den Herstellern Milliardenumsätze bringt.

Seite 27

PRO UND CONTRA

Alkoholwerbung verbieten?

Ärztevertreter sind für Verbote. Doch die Werbebranche liefert Gegenargumente.

Seite 30

CHRISTINA RUMMEL

Verbreitete Sucht

Alkohol ist ein potenziell tödliches Suchtmittel. Aber ab wann beginnt das Risiko?

Seite 32

INTERVIEW

Kein Bier im Stadion

Gespräch mit dem Bundesdrogenbeauftragten Burkhard Blienert über strengere Gesetze.

Seite 36

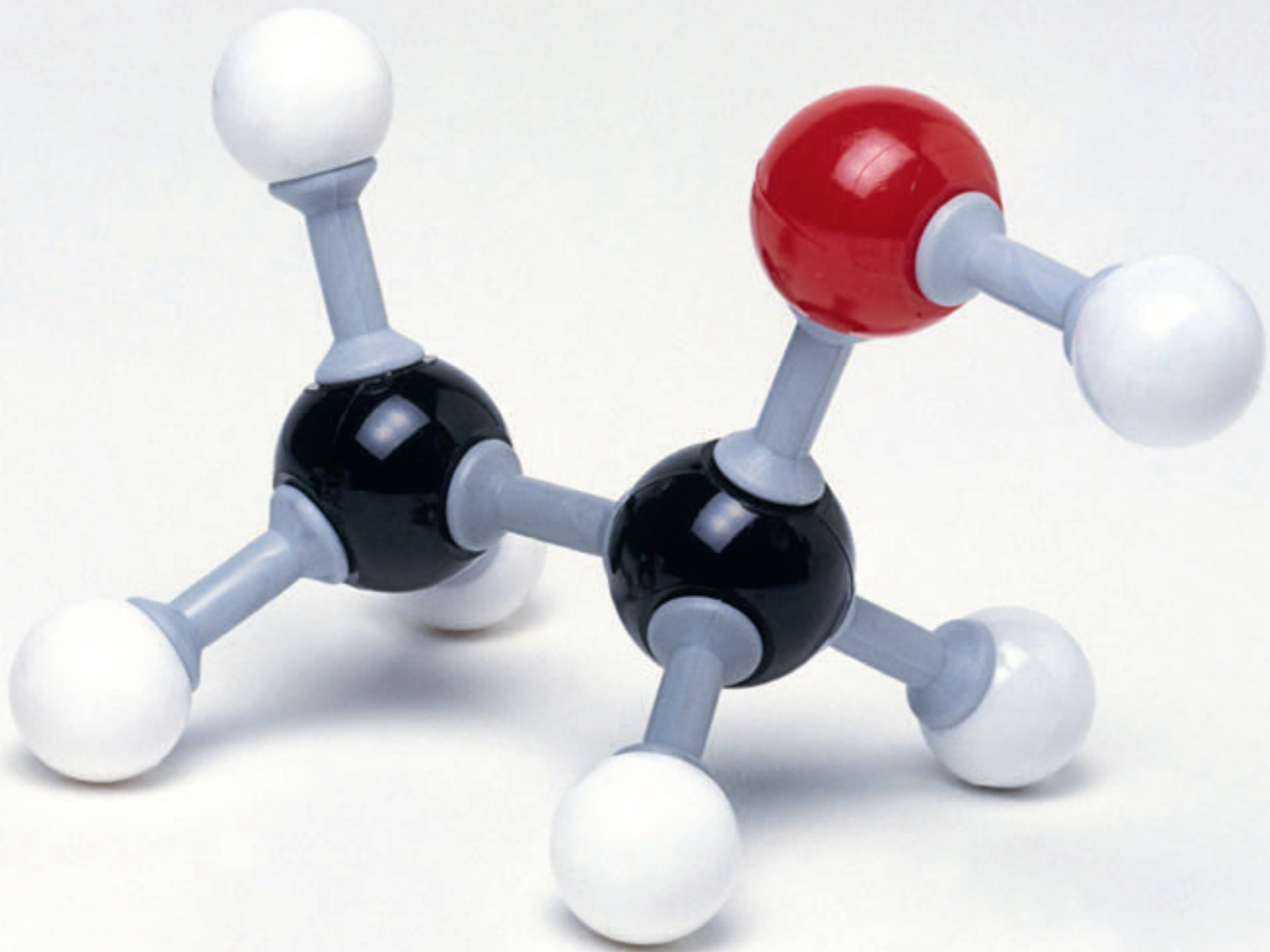


Foto: picture alliance

Flüchtig und berüchtigt

Über die Natur des Alkohols und seine Wirkung auf den menschlichen Körper

REINHARD LASSEK

Was wir umgangssprachlich Alkohol nennen, wird in der Chemie unter dem Begriff Ethanol geführt. Diese Form des Alkohols kommt aufgrund von Gärungsprozessen in der Natur recht häufig vor. Er ist sogar steter Bestandteil unseres Bluts – allerdings nur in kleinen Mengen. Der Wissenschaftsjournalist Reinhard Lassek erläutert, wie Alkohol entsteht und wie er im Körper wirkt.

Wer wissen will, wie Alkohol beschaffen ist, wie er entsteht und wirkt, sollte jede Scheu vor wissenschaftlicher Nomenklatur und chemischen Formeln ablegen. Und wer beispielsweise Dihydrogenmonoxid sagen will, ohne ins Stocken zu geraten, sollte besser nüchtern sein. Eingedeutscht ist hier von einer Zwei-Wasserstoff-Ein-Sauerstoff-Verbindung die Rede. Doch auf Anhieb verständlich ist dieser Begriff wohl nur Insidern. Dihydrogenmonoxid ist jedenfalls nichts anderes als die chemisch-korrekte

und zugleich ironische Bezeichnung für Wasser (H_2O). Das H (für Hydrogenium, Wasserstoff) sowie das O (für Oxygenium, Sauerstoff) aus dem Chemiebaukasten haben wir somit vorgestellt. Um ein Alkohol-Molekül zu basteln, fehlt uns nur noch das C (für Carbon, Kohlenstoff). Sehr vereinfachend ausgedrückt: Um „aus Wasser Wein zu machen“, bedarf es noch elementaren Kohlenstoffs sowie einer etwas anderen Mengenverteilung und Umstrukturierung des Wasserstoffs. Erst dann erhalten wir Ethanol ($\text{C}_2\text{H}_5\text{OH}$), den „gewöhnlichen Alkohol“.

Das Wort Alkohol leitet sich aus dem Arabischen *al-kuhl* ab. Es bedeutet „das sehr Feine“. Gemeint war ein feiner Puder, der zur kosmetischen Hervorhebung des Lidstrichs diente. Diese Urform des Eyeliners wurde aus dem Mineral Antimonit gewonnen. Und da der Herstellungsvorgang einer Destillation ähnelt, war Alkohol bis ins 18. Jahrhundert hinein das Synonym für feinstes Pulver und Essenzen aller Art. Es brauchte ein weiteres Jahrhundert, bis Alkohol endgültig zum Geist des Weines avancierte.

*Kein Spielzeug, sondern
das Modell eines
Alkoholmoleküls.*

Heutzutage ist Alkohol ein Sammelbegriff für eine umfangreiche Produktgruppe. Das Spektrum reicht vom Wein bis zum Brennsprit, vom Lösungs- und Reinigungsmittel bis zum Kraftstoff für Verbrennungsmotoren. Bei aller Vielfalt, eines ist allen Alkoholen gemeinsam: Kohlenwasserstoff (Carbon, C, und Hydrogenium, H) ist mit mindestens einer Hydroxylgruppe (Oxygenium plus Hydrogenium, OH) verbunden. Da selbst kleinste molekulare Änderungen größte Bedeutung entfalten, bringt jede Erweiterung des Alkohol-Moleküls neue Varianten hervor. Die komplexe Vielfalt der Alkohole, lässt sich auch ohne detaillierte Erklärung aus der Klassifizierung ableiten: Anhand der molekularen Struktur von Alkoholen ist ablesbar, ob es sich um einen primären, sekundären und tertiären Alkohol handelt. Die Anzahl der OH-Gruppen, die ein Alkoholmolekül binden kann, entscheidet wiederum über die Valenz (Wertigkeit) eines Alkohols. Es gibt somit ein- und mehrwertige Alkohole. Weiterhin zu differenzieren gilt es zwischen aliphatischen und aromatischen sowie zwischen gesättigten und ungesättigten Alkoholen. Kurzum: Aufgrund seiner chemischen Struktur ist das, was wir umgangssprachlich Alkohol nennen, ein einwertiger, aliphatischer, gesättigter Alkohol namens Ethanol (auch Äthanol, Ethylalkohol oder Weingeist genannt).

Sehr giftige Verwandte

Der gewiss unbeliebteste nahe Verwandte des Ethanols ist das Methanol (auch Methylalkohol, Holzgeist oder Karbinol genannt). Geschmacklich ist das hochtoxische Methanol leider nicht vom Ethanol zu unterscheiden. Methanol entsteht oft bei der Destillation von Obstbränden, wenn auch glücklicherweise zumeist nur in sehr geringen Mengen. Der Mensch braucht jedoch nur 3 bis 8 Gramm reinen Methanols zu sich nehmen, um irreversibel zu erblinden. Denn Methanol (CH_4O) wird in der Retina (Netzhaut) zu Formaldehyd (Methanal, CH_2O) abgebaut, was zur degenerativen Erkrankung des Sehnervs durch Schwund von Nervenzellen führt. In der Tat, eine minimale Änderung in der chemischen Summenformel (nämlich zwei H-Atome mehr) und es entsteht ein maximaler Schaden.

Im Folgenden geht es nur noch um Ethanol, den bekanntesten Vertreter aller Alkohole. Und für diesen „gewöhnlichen Alkohol“ wechseln wir auch gern wieder von der Fach- zur Umgangssprache.

Alkohol ist eine farblose Flüssigkeit, die ebenso dünnflüssig wie flüchtig ist. In fester kristalliner Form kommt Alkohol nur unterhalb einer Temperatur von minus 114,1 Grad Celsius vor. Die Siedetemperatur liegt bei plus 78,32 Grad, was Alkohol bestens für Destillationsverfahren (Verdampfung und Kondensation) eignet. Leicht entzündbar verbrennt Alkohol mit blauer Flamme zu Kohlendioxid und Wasser. Alkohol riecht würzig-süßlich bis stechend und schmeckt scharf brennend. In der Chemie, aber auch in der Pharmazie ist Alkohol ein wichtiger Ausgangsstoff. Aufgrund guter Lösungseigenschaften ist er in jedem beliebigen Verhältnis mit Wasser, Äther, Chloroform, Benzin oder Benzol mischbar.

Vollständig frei von Wasser ist Alkohol nie, da er hygroskopisch ist. Das heißt, er wirkt auf Luftfeuchtigkeit und Wasser anziehend beziehungsweise bindend. Die Herstellung 100-prozentigen Alkohols ist daher allenfalls unter ganz speziellen Laborbedingungen und enormem technischen Aufwand möglich. Die maximale Konzentration für handelsfähigen Alkohol ist bereits bei 95,57 Prozent (Volumenprozent) erreicht.

Auch im Brot

Aufgrund von Gärungsprozessen ist Alkohol in der Natur keine Seltenheit. Seit Jahrtausenden nutzt die Menschheit den mikrobiellen Abbau organischer Stoffe zur Herstellung verschiedenster alkoholischer Getränke. Obwohl es längst auch rein chemisch-technische Syntheseverfahren gibt, wird Alkohol auch weiterhin vor allem durch biotechnische Methoden erzeugt. Zumeist ist es Zucker, der mit Hilfe von Hefen in Alkohol und Kohlensäure aufgespalten wird. Selbstverständlich kann der Mensch auf alkoholische Getränke problemlos verzichten. Alkohol völlig aus dem Stoffwechsel zu verbannen, ist jedoch praktisch unmöglich. Er kommt naturgemäß nicht nur in reifen Früchten vor, sondern auch in nahezu allen übrigen Pflanzenteilen – von der Wurzel bis zur Blüte. So etwa in Karotten und Zwiebeln, in den Sämlingen des Bohnenkrauts sowie auch im Harz vom Rosmarin. Daher enthalten auch sehr viele Lebensmittel natürlicherweise Alkohol – allerdings nur in geringer Konzentration. Bei Fruchtsäften sind beispielsweise 0,3 Prozent und mehr üblich, beim Brot sind bis zu 0,3 Prozent und im Sauerkraut sind 0,5 Prozent normal. Reife Bananen, aber auch reifer Kefir bringen es leicht auf 1 Prozent. Selbst „alkoholfreies“ Bier enthält zumeist noch etwa 0,02 bis 0,05 Prozent Restalkohol – eine für Alkoholranke durchaus heikle Menge. Mittlerweile gibt es auch Biere mit 0,0 Prozent Alkohol – nicht jedoch mit 0,00 Prozent. Wenig bekannt ist, dass Alkohol ohnehin ein regelmäßiges Stoffwechselprodukt auch unseres eigenen Körpers ist: Der natürliche physiologische Alkoholgehalt unseres Bluts liegt bei 0,02 bis 0,05 Prozent.

Reiner Alkohol ist ein starkes Zellgift. Bereits das Einatmen von Dämpfen kann zu Organschäden führen. Alkoholmischungen von 50 bis 80 Prozent wirken daher antiseptisch und sind bestens zur Händedesinfektion geeignet. Die keimtötende Wirkung beruht im Wesentlichen darauf, dass durch die Denaturierung der Zellwand alle Bakterien – selbst so gefährliche Erreger

*Reiner Alkohol ist
ein starkes Zellgift.*

wie Tuberkelbakterien – binnen einer Minute abgetötet werden. Eingeschränkt ist Alkohol auch gegen Viren wirksam, völlig unwirksam hingegen gegen so genannte Endosporen. Derartige Überdauerungsformen werden beispielweise von Milzbrand- und Tetanusbazillen gebildet. Gleiches gilt für den Botulismus-Erreger, der ursächlich für Fleischvergiftungen ist. Das Trinken hochprozentigen Alkohols hat übrigens kaum eine antiseptische Wirkung. Getrunkenen Alkohol löst keine Probleme, sondern macht Probleme.

Wird Alkohol konsumiert, so wird dieser stets vom gesamten Verdauungstrakt aufgenommen. Im geringen Umfang – bis zu 2 Prozent – beginnt die Resorption bereits in der Mund- und

Nasenschleimhaut sowie auch in der Speiseröhre. Dieser Anteil geht sodann ohne die erste abbauende Leberpassage direkt ins Blut und entfaltet daher auch eine besonders rasche Wirkung. Einmal im Blutkreislauf angelangt, verteilt sich Alkohol im ganzen Körper einschließlich des Gehirns. Bis zu 80 Prozent der konsumierten Menge nimmt der Dünndarm auf, die restlichen 10 bis 20 Prozent der Magen. Über das Blut gelangt der Alkohol in die Leber, wo er zu Kohlendioxid und Wasser aufgespalten wird. Dies geschieht mit Hilfe bestimmter Enzyme, so genannten Alkoholdehydrogenasen. Am Humanstoffwechsel sind mindestens fünf unterschiedliche Alkoholdehydrogenasen beteiligt. Dennoch gerät die Leber schnell an Grenzen: Männer können nur etwa 0,1 und Frauen nur 0,085 Gramm Alkohol pro Stunde und Kilogramm Körpergewicht abbauen. Ein kleiner Teil des Alkohols – zwischen 2 bis 10 Prozent – wird ohnehin erst gar nicht abgebaut, sondern durch Urin, Schweiß und Atemluft ausgeschieden.

Alles, was die Durchblutung steigert, fördert auch die Alkoholaufnahme. Dies gilt insbesondere für warme Getränke (Irish Coffee, Glühwein und Grog), aber auch für Getränke, die viel Zucker (Liköre) oder Kohlendioxid (Sekt) enthalten. Fett verringert die

Die tödliche Dosis für ungeübte Trinker liegt bei drei bis vier Promille.

Resorption nicht, sondern verlangsamt sie nur. Jener „Verteiler“ oder „Absacker“ nach einem guten Essen mag sich zwar gut anfühlen, ist aber nur eine zusätzliche Last für die Leber.

In kleineren Mengen entfaltet Alkohol eine anregende, in größeren Mengen jedoch eine berauschende sowie enthemmende und schließlich lähmende Wirkung. Zunächst kommt es zu starken Rötungen des Gesichts und anderer Hautpartien, es folgen ein Kältegefühl in Armen und Beinen, Herzklopfen, Anstieg oder

Abfall des Blutdrucks, Kopfschmerzen, Schweißausbrüche sowie Übelkeit bis hin zum Erbrechen. Alkohol wird zwar überwiegend zu Kohlendioxid und Wasser verstoffwechselt, doch ein geringer Teil auch zu Acetaldehyd (Ethanal). Und das ist der Stoff, aus dem „Kater“ gemacht ist. Der Abbau des Acetaldehyds wird insbesondere durch Zucker gehemmt. Ein Übermaß an süßen Getränken wie Likör, Bowlen und Fruchtweinen sorgt daher stets für einen besonders nachhaltigen „Kater“.

Depression und Demenz

Weitaus größere Probleme bereiten eine akute Alkoholvergiftung oder eine chronische Alkoholabhängigkeit. Denn es kommt dabei zu schweren Beeinträchtigungen der Kontrollzentren im Zentralnervensystem. Anfangs dominieren Erregungszustände sowie ein erhöhter Bewegungsdrang – oftmals gepaart mit ansteigender Aggressivität. Im weiteren Verlauf schlagen diese Überfunktionen in Ermüdungs- und Lähmungserscheinungen um – bis hin zur Bewusstlosigkeit sowie dem Aussetzen der Hirn- und Herzfunktion. Chronischer Alkoholmissbrauch führt zunächst zu chronischen Entzündungen (Kehlkopf, Luftwege, Magen-Darm-Trakt) sowie schweren organischen Schädigungen aller Art (insbesondere Leber, Nieren und Herz). Zum körperlichen Abbau kommt der geistige Verfall. Denn Schädigungen des Hirns führen zu Gedächtnis- und Wahrnehmungsstörungen, Psychosen, Epilepsie, Depression und Demenz. Bereits bei Konzentrationen von 0,5 bis 1 Promille im Blut treten akute Vergiftungserscheinungen auf. Die letale (tödliche) Dosis liegt für „ungeübte“ Trinker etwa bei 3 bis 4 Promille. Bei schweren Alkoholikern werden allerdings auch Letal-Dosen von über 7 Promille gemessen. Alkoholgenuss ohne Reue ist somit eine Frage des Maßes und damit eine Frage der gesellschaftlichen Konvention sowie vor allem auch des individuellen Charakters. ▽



Foto: picture alliance

Bekannt seit der Pandemie: Spender mit alkoholhaltigem Desinfektionsmittel.

Recht auf Rausch

Über Alkohol als
Kulturgut und Wirtschaftsfaktor

STEPHAN KOSCH

Alkohol gehört dazu, zum guten Essen, zum geselligen Beisammensein, zum festlichen Empfang. Unsere Trinkkultur hat Tradition, auch eine kirchliche. Und die wird gepflegt, nicht zuletzt von den Getränkeherstellern. Denn sie setzen Milliarden um mit dem berauschenden Stoff.

Von Martin Luther sind viele Sprüche überliefert, bei denen man nicht wirklich weiß, ob sie von ihm stammen. Zum Beispiel: „Wer kein Bier hat, hat nichts zu trinken.“ Zumindest könnte dieser Satz gut vom Reformator stammen, der in vielen Predigten auf das Bier zu sprechen kam und als Freund des Gerstensafts gilt, gleichzeitig aber auch vor übermäßigem Konsum warnte.

Belegt ist aber auch, dass im Hause Luther Bier gebraut wurde. 1532 wurde Luther das Augustinerkloster geschenkt. Damit war er Hausbesitzer und hatte Braurecht. Für das Brauen zuständig waren in der Regel Frauen, und so hat auch Katharina von Bora wohl dafür gesorgt, dass die Krüge am Tisch des Reformators gut gefüllt waren und nicht nur die Worte bei den berühmten Tischgesprächen flossen.

Doch das Bier damals war, darauf gilt es immer wieder hinzuweisen, in der Regel nicht zu vergleichen mit dem heutigen. Zwar wurde hin und wieder auch stärkeres Bier hergestellt. Aber in der Regel trank man Dünnbier mit wenig Alkohol, das man dem oft kontaminierten Brunnenwasser vorzog. Der Geschmack war wohl zweitrangig.

Sauer und sättigend

Und so ähnlich muss es auch beim ersten Bier der Welt gewesen sein, dem Ur-Bier, das im Sudan aus einer Hirseart gebraut wurde. Dieses ähnelte eher einer Art Brei mit zwei Prozent Alkohol – sauer und sättigend. Im Laufe der Zeit gelang es den Menschen dann aber, den alkoholhaltigen Teil von den Feststoffen zu trennen, Biere (und auch Weine) wurden flüssiger und berauschten mehr, weil man mehr von ihnen trinken konnte. Leisten konnte sich diese Getränke aber nur die Oberschicht. Etwa Könige, Priester und Beamte im alten Ägypten, die sich dem Rausch gerne bis zur Bewusstlosigkeit hingaben.

Auch zu Luthers Zeiten war zumindest der Weinrausch wohl eher ein Privileg der reicheren Menschen. Der Wein kam übrigens oft aus Klöstern. Die notwendige Versorgung der wachsenden Christenheit im frühen Mittelalter mit Abendmahlswein war einer der Gründe, warum dort, neben den schon erwähnten hygienischen Gründen, der Weinbau eine so wichtige Rolle spielte. Die „Bildungsträger“ in den Klöstern kannten dank ihrer Archive die lateinischen Zeugnisse römischer Weinkultur und lebten von den Einnahmen aus dem Weinbau (siehe dazu auch den Schwerpunkt



Foto: picture alliance

Wein in zz 8/2013). Auf 300 000 Hektar Fläche soll im Mittelalter „deutscher Wein“ angebaut worden sein, heute sind es 100 000 Hektar, die in vielen Regionen in Deutschland das Landschaftsbild und die lokale Wirtschaft prägen. Und die jahrhundertealte Tradition der Produktion von alkoholischen Getränken (und ihres Konsums) ist gewiss mit ein Grund dafür, warum Wein, Bier und Schnaps in Deutschland als Kulturgut gelten. Der entspannende Genuss und die Lust am Rausch sind ins kollektive Gedächtnis

*Viele Trink-Trink-Brüderlein-Trinklieder
finden sich im deutschen Volksliedkanon.*

eingebrennt, davon zeugen nicht zuletzt unendlich viele Sauf- und Trink-Trink-Brüderlein-Trinklieder im deutschen Volksliedkanon, heute erweitert um gemütliche Schlager aus der kleinen Kneipe in unserer Straße über griechischen Wein bis hin zu Partyhits im Ballermann-Sound. „Trinken ist auch ein Sport.“

Ups, Ballermann? Das sollte man doch lieber nicht in einen Topf mit dem Genuss eines feinen Mosel-Rieslings oder eines wohlverdienten Weizenbieres zum Feierabend und beim guten Essen werfen. Und vielleicht auch zwei davon. Und danach noch einen Verdauungsschnaps. Dass Wein gut gegen Herzinfarkt sein soll, Bier die Nieren durchspült und Schnaps den Magen aufräumt, hält sich ja



hartnäckig als Legitimation, auch wenn aktuelle Studien das so nicht bestätigen. Aber der gepflegte Alkoholkonsum gehört eben dazu, zum guten Leben, zur Vie en rose. Und der Ballermann-Suff? Der gehört auch dazu. Zumindest für den, der in seinem wohlverdienten Urlaub den Rausch und die Gemeinschaft sucht, die gemeinsames Saufen eben schafft.

Das gilt übrigens auch für den Rotwein am Sommerabend, gerne mit einem Herzensmenschen, oder einem, der es werden soll. Alkohol macht den Panzer des Alltages durchlässiger, macht Mut zum Reden über Dinge und Gefühle, die man sonst lieber verschweigt. In einer Gesellschaft, in der man sonst besser nicht so viel von sich preisgibt, liegt eben oft erst im Wein tatsächlich Wahrheit. So manche Freundschaft oder gar Liebe entstand mit dem Bordeaux-Glas in der Hand. Und auch so mancher One-Night-Stand, den man oder frau sich erst schönsaufen musste. Womit wir uns wieder dem Ballermann annähern und dem Recht auf Rausch,

So manche Freundschaft oder gar Liebe entstand mit dem Bordeaux-Glas in der Hand.

das wir in dieser Gesellschaft allen mündigen Menschen zugestehen, wenn es denn der Alkohol ist, der dafür sorgt. Und zunehmend auch Cannabis. Alle anderen Rauschmittel sind zumindest nicht als Kulturgut gelabelt.

Doch das Recht auf Rausch ist begrenzt, wer auf halb oder ganz offiziellen Empfängen zu tief ins Glas guckt und sich daneben benimmt, muss mit Konsequenzen rechnen. Da hat sich wohl jemand nicht im Griff, hat möglicherweise ein Problem mit Alkohol? Oder

gar ohne? Schlecht, nicht nur auf Betriebsfeiern oder Synodenempfängen. Denn wer in den Verdacht gerät, alkoholkrank zu sein, gilt oft nicht als krank, sondern als charakterschwach. Die Stigmatisierung des Alkoholikers ist einer der Gründe, warum betroffene Menschen (und ihr Umfeld) über die Krankheit meist nicht sprechen, und die Gesellschaft zu wenig thematisiert, welche Gefahr von unserem geliebten Kulturgut ausgeht.

Camouflage im Bierzelt

Die andere Seite der Medaille: Wer auf Partys oder in geselliger Runde beim Essen ganz auf Alkohol verzichtet, muss sich rechtfertigen. Nur Orangensaft? Schwanger? Antibiotikum? Oder doch trockene Alkoholiker*in? Denn Trinkkultur will geteilt werden, sonst gehört man nicht recht dazu. Zum Beispiel im Bierzelt. Das gilt auch für die, die als Alphantiere auftreten, als politische Leader. Von so manchem bayerischen Spitzenpolitiker sagt man, dass im Bierkrug Kamillente oder Wasser ist, wenn er redet. Das ist gewiss klug, denn wer weiß, was sonst im Bierzeltrausch so alles gesagt würde. Und eigentlich braucht es ja keine Rechtfertigung für das Nichttrinken. Aber warum dann die Camouflage? Ein Glas mit Wasser geht nicht? Oder gar eine Kanne Kamillente am Rednerpult?

Nein, das geht wohl nicht. Bayern ist ein besonderer Ort, was das Bier angeht. Das gilt dort so manchem als flüssiges Brot, und wenn man von einer Biergartenkultur sprechen kann, dann gibt es die in Bayern. Und es gibt viele Brauereien, die diese Biergärten beliefern. Denn Kultur kann immer auch kommerzialisiert werden, und Kulturgüter sind oft auch Produkte.



Foto: picture alliance

Das Team von Bayern München beim Fotoshooting für die „Paulaner“-Brauerei.

die Alkoholsteuer in den Staatshaushalt. Aber es bleibt eine ordentliche Finanzlücke, die wir alle auf die eine oder andere Art bezahlen. Ohne Alkohol würden wir also eine Menge Geld sparen.

Aber wer will das? Die Hersteller gewiss nicht und deshalb lassen sie sich die Werbung für ihre Produkte einiges kosten. Knapp 600 Millionen Euro pro Jahr gehen in klassische Werbung im Print, TV und Radio. Kein Wunder also, dass die Werbebranche nicht an strengeren Regeln oder gar einem Verbot interessiert ist (siehe pro und contra auf den Seiten 30 und 31). Und an der Frage, wie Werbung wirkt, also ob sie Lust auf eine Marke oder Alkohol allgemein macht, daran scheiden sich die Geister. So oder so ist den Getränkeherstellern aber daran gelegen, ihre Produkte immer wieder in unser Bewusstsein (und auch ins Unterbewusstsein) zu bringen, möglichst verbunden mit Bildern von Spaß, Geselligkeit, Fitness und Erfolg.

Erfolgreicher Lobbyismus

Deshalb posieren selbst die Fußballstars von Bayern München artig im Trachtenlook mit einem *Paulaner*-Bier in der Hand. Auch andere Brauereien werben in Fußballstadien ebenso wie auf Trikots, selbst bei Jugendmannschaften, da natürlich nur für Malzbier. Sie geben großzügig Geld für Schützenfeste und Festivals, Sektkellereien wie *Henkell* suchen das kulturell vermeintlich edlere Event und sponsern zum Beispiel das Rheingau Musik Festival. Nochmal 600 Millionen Euro fließen ins Sponsoring dieser Art. Zudem leistet sich die Branche einen erfolgreichen Lobbyismus, der bislang verhinderte, dass sich an den recht laxen Gesetzen im Umgang mit Alkohol und den im europäischen Vergleich sehr niedrigen Steuersätzen auf alkoholische Getränke nichts ändert. Schließlich gilt es ja, ein Kulturgut zu schützen.

Diese Verquickung von Trinkkultur, Wirtschaft und Alkohol scheint kaum auflösbar. Allerdings gibt es Gegentrends. Der Bundesdrogenbeauftragte will einen Paradigmenwechsel im Umgang mit Alkohol und kann sich dabei zumindest in Teilen auf den Koalitionsvertrag berufen (siehe Interview ab Seite 36). Bücher über das Leben ohne Alkohol von Nathalie Stüben, Daniel Schreiber und Mimi Fiedler (siehe Rezension auf Seite 62) werden zu Bestsellern. Unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen hierzulande gewinnt die „Sober“-Bewegung aus den USA immer mehr an Bedeutung, nüchtern zu leben gilt bei ihnen als attraktiv. In Berlin und Hamburg öffnen die ersten Getränkeläden, die keine alkoholischen Produkte anbieten, sondern nur alkoholfreie Alternativen zu Schnaps, Bier und Wein. Letztere schmecken zwar noch eher nach Fruchtsaft als nach Wein. Aber erinnern Sie sich noch an die ersten alkoholfreien Biere? Kein Vergleich zu dem Angebot heute. Muss man ja nicht immer trinken. Aber vielleicht immer öfter? ◀

LITERATUR:

Helmut K. Seitz/Ingrid Thoms-Hoffmann: *Die berauschte Gesellschaft. Alkohol – geliebt, verharmlost, tödlich.* Kösel-Verlag, München 2018, 180 Seiten, Euro 19,-.

Deshalb hier mal ein paar nüchterne Zahlen zur wirtschaftlichen Bedeutung von alkoholischen Getränken aus dem vergangenen Jahr, die der Deutsche Spirituosenverband kürzlich veröffentlicht hat. In Deutschland gibt es etwa 1500 Brauereien mit knapp 30000 Angestellten, die jährlich rund acht Milliarden Euro umsetzen, inklusive alkoholfreiem Bier. Wobei Letzteres eine geringe Rolle spielt. Rund 92 Liter Bier trinkt jeder Deutsche im Schnitt, 7,9 Liter davon sind alkoholfrei, also weniger als neun Prozent. In der Weinproduktion setzen 17000 Beschäftigte in 11000 Betrieben gut drei Milliarden Euro um. Knapp 3000 Menschen leben von der Sektproduktion in 40 Betrieben mit insgesamt 1,73 Milliarden Euro Umsatz. Hochprozentiges wird in Deutschland in 52 Betrieben von gut 3000 Mitarbeitern hergestellt, der Jahresumsatz liegt bei gut zwei Milliarden Euro.

Zusammengenommen sorgt die Produktion von alkoholischen Getränken bei gut 50000 Menschen für den Lebensunterhalt, der Branchenumsatz liegt bei knapp 15 Milliarden Euro – nur in der Produktion. Wenn man den privaten Konsum jedes Deutschen und den in der Gastronomie hinzurechnet, kommt man laut dem Portal *statista.com* auf einen Umsatz von 46 Milliarden Euro, Tendenz steigend nach einem offensichtlich coronabedingten Minus in den Vorjahren. Ein gewichtiges Pfund also, wenn auch die volkswirtschaftlichen Kosten, die Alkohol in Deutschland anrichtet, nochmal rund zehn Milliarden Euro höher liegen. Damit sind die Behandlungskosten von durch Alkoholkonsum entstandenen Krankheiten, Schäden durch alkoholbedingte Unfälle am Arbeitsplatz oder im Straßenverkehr und andere negative Folgen des Massenprodukts Alkohol gemeint. 3,3 Milliarden Euro kommen zwar wieder durch

pro und contra:

Sollte Werbung für Alkohol verboten werden?



Foto: jochenrolfes.de

Ulrich Langenberg



Foto: ZAW

Katja Heintschel von Heinegg

Anders als für Zigaretten darf für alkoholhaltige Getränke noch an vielen Stellen geworben werden. Das sollte nicht so bleiben, meint Ulrich Langenberg, Geschäftsführer Politik der Bundesärztekammer. Ihm widerspricht Katja Heintschel von Heinegg, Geschäftsführerin im Zentralverband der Deutschen Werbewirtschaft (ZAW).

Den Gesundheitsschutz stärken

Ein Werbeverbot würde den zu hohen Alkoholkonsum in unserer Gesellschaft senken

ULRICH LANGENBERG

Deutschland ist mit Blick auf den Alkohol im internationalen Vergleich ein Hochkonsumland. Das muss sich ändern.

Alkoholwerbung ist in Deutschland allgegenwärtig. Auf dem Fußballplatz, in der U-Bahn, in der Presse, auf Open-Air-Veranstaltungen, im Fernsehen, im Internet. Die Botschaft ist klar: Alkohol gehört zum Lifestyle. Er steht für Freiheit, Attraktivität und Geselligkeit. Wie wichtig den Alkoholherstellern dieses positive Image ist, zeigen die Werbeausgaben. Sie lagen im Jahr 2021 bei 584 Millionen Euro.

Dabei sind die verheerenden Folgen, die der Konsum von Alkohol haben kann, hinlänglich bekannt. Der Alkoholkonsum erhöht das Krebsrisiko und ist für die Entstehung zahlreicher weiterer Erkrankungen wie beispielsweise Leberzirrhose oder Bauchspeicheldrüsenentzündungen

verantwortlich. Jahr für Jahr fordert der Alkoholkonsum in Deutschland rund 74 000 Todesopfer. Im Jahr 2021 gab es 13.628 Verkehrsunfälle mit Personenschaden, bei dem mindestens ein Beteiligter alkoholisiert war.

Zwar ist der Pro-Kopf-Konsum an Reinalkohol seit 1970 von 14,4 Litern auf 10,0 Liter Reinalkohol pro Jahr im Jahr 2020 gesunken. Daten der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zeigen zudem, dass der Alkoholkonsum unter Jugendlichen zurückgeht. Jedoch gilt Deutschland im internationalen Vergleich als Hochkonsumland. Laut WHO lag der weltweite Konsum von Reinalkohol im Jahr 2019 durchschnittlich bei 5,8 Litern pro Kopf, Deutschland liegt also deutlich darüber. Auch kam es laut OECD bei Jugendlichen in Deutschland besonders häufig zum Rauschtrinken. 55 Prozent der 15- und 16-Jährigen konsumierten demnach 2019 in den vergangenen 30 Tagen

fünf oder mehr alkoholische Getränke mit je zehn Gramm Alkohol. Europaweit waren es 37 Prozent. Das Argument, der Alkoholkonsum unter Jugendlichen nehme ab, ist nur ein Teil der Wahrheit. Es ist weiterhin dringend notwendig, entschieden gegen den zu hohen Konsum vorzugehen.

Knapp acht Millionen Erwachsene in Deutschland konsumieren in einer riskanten Form Alkohol. Bei neun Millionen Personen liegt sogar ein problematischer Konsum vor. Knapp 300 000 Krankenhausaufenthalte gingen 2020 auf eine alkoholbedingte Erkrankung zurück. Diese Menschen und weitere vulnerable Gruppen, wie Kinder, Jugendliche und Schwangere, gilt es, in besonderem Maße durch präventive Maßnahmen zu schützen. Dazu gehört auch, die Werbung für Alkohol zu verbieten.

In der Debatte um ein umfassendes Alkoholwerbeverbot stehen aus ärztlicher Sicht zwei Aspekte im Mittelpunkt. Zum

einen geht es darum, den Gesundheitsschutz zu stärken. Zum anderen sollte der Kinder- und Jugendschutz ausgebaut werden, um den Konsum in dieser besonders gefährdeten Bevölkerungsgruppe weiter zu reduzieren. Die bestehenden freiwilligen Jugendschutzregeln der Alkoholindustrie haben sich dabei als unwirksam erwiesen. Sie sind in erster Linie ein Zugeständnis der Hersteller, um stärkeren gesetzlichen Regelungen vorzubeugen. Werbung hat für die Alkoholproduzenten jedoch einen hohen Stellenwert, um junge Menschen als

neue Kunden zu gewinnen und langfristig zu binden.

Dass Werbung wirkt, konnte durch nationale und internationale Studien belegt werden. Sie zeigen, dass Alkoholwerbung die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Jugendliche mit dem Alkoholkonsum beginnen und mehr trinken, wenn sie bereits Alkohol konsumieren.

Aus ärztlicher Sicht ist ein konsequentes Werbe- und Sponsoringverbot für Alkohol nur folgerichtig. Dafür hat sich der Deutsche Ärztetag wiederholt deutlich ausge-

sprochen, zuletzt im Jahr 2022 in Bremen. Wird die Bevölkerung gefragt, so ist das Stimmungsbild, das im Dezember 2022 durch den Drogenbeauftragten der Bundesregierung erhoben wurde, eindeutig: 60 Prozent der Befragten wünschen sich ein generelles Werbeverbot. Zwei Drittel befürworten ein Sponsoringverbot von Fußballmannschaften und Veranstaltungen. Um diesen Wunsch zu erfüllen und den Gesundheits- und Jugendschutz zu stärken, sollte zügig ein umfassendes Alkoholwerbeverbot umgesetzt werden. ◀

Kein Handlungsbedarf

Alkoholwerbung sorgt nicht für mehr Konsum alkoholischer Getränke

KATJA HEINTSCHEL VON HEINEGG

Die geltenden Regeln für Alkoholwerbung sind umfassend und ausreichend.

Diese Regeln gelten bereits: Alkoholwerbung ist verboten, wenn sie sich an Kinder und Jugendliche richtet oder missbräuchlichen Konsum anregt. Für die praktische Umsetzung und flankierende Vorgaben zum Schutz vulnerabler Gruppen und um sicherzustellen, dass kommerzielle Kommunikation für alkoholhaltige Getränke nicht von Verbrauchern missverstanden wird, gibt es zahlreiche gesetzliche und selbstregulatorische Vorgaben zur Bewerbung von Alkohol, die für Werbung in allen Medien gleichermaßen gilt. Diese Regeln sind nach Ansicht des ZAW umfassend und ausreichend. Es besteht kein Handlungsbedarf seitens des Gesetzgebers. Auch deshalb, weil der Alkoholkonsum Jugendlicher seit Jahren zurückgeht und das „Einstiegsalter“ kontinuierlich steigt.

Eine Gegenüberstellung der Konsumdaten mit den Werbeausgaben zeigt, dass zwischen der Bewerbung alkoholhaltiger Getränke und dem Alkoholkonsum von Minderjährigen keine Wirkungsbeziehung besteht: Während die Ausgaben für Alkoholwerbung von 2010 bis 2018 um 12 Prozent stiegen und keine Verschärfungen der gesetzlichen Vorgaben für Alkoholwerbung erfolgten, ist der Alkoholkonsum von 12- bis 17-Jährigen um 33 Prozent gesunken.

Im Jahr 2018 tranken lediglich 8,7 Prozent dieser Altersgruppe Alkohol. Im Jahr 2010 waren es noch 12,9 Prozent. Dies zeigt, dass Werbung lediglich eine schwache Wirkung auf das Konsumverhalten, insbesondere von Minderjährigen, hat. Denn: Werbung schafft Markenaffinität, nicht Konsum.

Selbstverständlich muss es das Ziel aller Akteure in der Politik sowie der Wirtschaft sein, missbräuchlichen Alkoholkonsum weiter einzudämmen. Eine evidenzbasierte Politik konzentriert sich hierzu insbesondere auf Maßnahmen, die bereits Erfolge erzielt haben: zuvorderst die funktionierenden Präventions- und Aufklärungsprogramme.

Hier übernimmt die Alkoholwirtschaft Verantwortung, zielgerichtete Präventionskampagnen wie „Don't drink and drive“, „Maßvoll Genießen“ oder „Wine in moderation“ sind hervorzuheben. Auch bei der Werbung übernimmt die Wirtschaft Verantwortung: Die Verhaltensregeln des Deutschen Werberats zur kommerziellen Kommunikation für alkoholhaltige Getränke sorgen dafür, dass Darstellungen oder Aussagen in der kommerziellen Kommunikation nicht als Aufforderung zum missbräuchlichen Konsum alkoholhaltiger Getränke missverstanden werden können. Zudem verhindern sie, dass Alkoholwerbung als Ansprache von Kindern und Jugendlichen missverstanden werden kann. Regelmäßig führt der Werberat gemeinsam mit den Branchenverbänden Schulungen zu den Verhaltensregeln durch,

um sicherzustellen, dass bereits bei der kreativen Konzeption von Werbemaßnahmen die Verhaltensregeln des deutschen Werberats beachtet werden. Mit einem auf der Website www.werberat.de abrufbaren digitalen Leitfaden werden die Verhaltensregeln zudem an Beispielen erläutert.

Ergänzend wurden zu den Verhaltensregeln im Jahr 2015 Erläuterungen veröffentlicht. Sie richten sich an Hersteller alkoholhaltiger Getränke und sollen die Anwendung des Kodex auch in den sozialen Medien sicherstellen.

Die funktionierende Werbeselbstkontrolle ist in Deutschland und auch europaweit anerkannt. Europa setzt in der EU-Richtlinie über audiovisuelle Mediendienste auf die Selbstregulierung der Branche, EU-Kommission, Europaparlament und die Mitgliedstaaten

Werbung schafft Markenaffinität, nicht Konsum.

haben sich dort gegen weitere gesetzliche Werbeverbote und für eine Stärkung der Werbeselbstregulierung entschieden. Auch bei der nationalen Umsetzung im November 2020 haben die dafür zuständigen Bundesländer auf den bestehenden Mix aus gesetzlichen Regelungen und funktionierender Selbstregulierung gesetzt und auf weitere gesetzliche Beschränkungen verzichtet. ◀



Konsum ohne Kontrolle

Wann die Alkoholsucht beginnt und wie man sie bekämpft

CHRISTINA RUMMEL

Über 60 000 Menschen sterben jedes Jahr in Deutschland an den Folgen eines zu hohen Alkoholkonsums. Aber ab wann wird der Genuss zum Risiko, das zur Sucht führt? Christina Rummel, Geschäftsführerin der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen (DHS), beantwortet die wichtigsten Fragen zum Thema Alkoholsucht.

Die Entstehung, Ausprägung und der Verlauf einer Abhängigkeit von Alkohol ist immer individuell. Den „einen“ Zeitpunkt einer Abhängigkeit gibt es nicht, es ist ein schleichender Prozess. An der Entstehung beteiligt sind biologische, psychologische und soziale Faktoren. Das allabendliche Glas Wein oder Bier zum Essen ist in Deutschland für viele Menschen selbstverständlich. Dabei würde beinahe jeder und jede Erwachsene von sich behaupten, er oder sie „habe das im Griff“. Hier beginnt jedoch bereits der Weg in die Gewöhnung. Der Grat zwischen Genusskonsum und Abhängigkeit ist extrem schmal. Wird dem Körper regelmäßig Alkohol zugeführt, verändern sich die Rezeptoren, die für das Belohnungszentrum im Gehirn zuständig sind. Um die angenehmen Effekte des Rauschs zu erreichen, benötigt man irgendwann größere Mengen Alkohol. Diesen Vorgang, der ein (allerdings nicht zwingend erforderliches) Merkmal der Abhängigkeit ist, nennt man Toleranzentwicklung. Eine Alkoholgefährdung liegt vor, wenn die konsumierende Person ihre Trinkmengen steigert, etwa zur Entspannung oder um Abstand von Problemen zu bekommen.

Von schädlichem Konsum spricht man, sobald das Trinken körperliche, psychische oder psychosoziale Folgeschäden mit sich bringt (etwa Aggression, Einsamkeit oder negativ veränderte Beziehungen, Gefährdung des Arbeitsplatzes oder alkoholisierte Teilnahme am Straßenverkehr). Ein Anzeichen für eine Alkoholabhängigkeit kann zum Beispiel sein, wenn der Verzicht auf Alkohol Entzugserscheinungen verursacht. Getrunken wird dann beinahe nur noch, um diese Symptome zu mildern. In diesem Stadium der Abhängigkeit hat man zumindest zeitweise keine Kontrolle mehr darüber, wann, was und wie viel man trinkt.

Wie viele Menschen sind in Deutschland betroffen?

Alkoholprobleme sind in Deutschland weit verbreitet. Insgesamt 3 Millionen Erwachsene zwischen 18 und 64 Jahren hatten im Jahr 2018 in Deutschland eine alkoholbezogene Störung (Alkoholmissbrauch: 1,4 Millionen; Alkoholabhängigkeit: 1,6

Fotos: picture alliance

Millionen). 7,9 Millionen Menschen der 18- bis 64-jährigen Bevölkerung konsumieren Alkohol in einer gesundheitlich riskanten Form, das bedeutet, Frauen trinken gemäß dieser Definition mehr als 12 Gramm Alkohol pro Tag (das entspricht etwa einem kleinen Bier oder einem achteil Liter Wein), Männer über 24 Gramm Alkohol pro Tag. Allerdings sollte man die Definition der Betroffenheit weiter fassen und auch das soziale Umfeld bedenken. Dabei zeigt sich, dass nahezu alle Lebensbereiche davon beeinträchtigt sein können (Angehörige, Partner:innen, Kinder, Jugendliche und Ungeborene) und der Alkoholkonsum massives Leid verursacht.

Welche Stadien und Formen nimmt die Sucht an?

Alkoholprobleme müssen als Kontinuum oder fließende Übergänge betrachtet werden. Man differenziert zwischen dem riskanten Konsum, dem schädlichen Gebrauch sowie der Alkoholabhängigkeit. Der riskante Konsum unterscheidet sich vom schädlichen Gebrauch dahingehend, dass ein möglicher gesundheitlicher Schaden noch nicht entstanden ist. Die Menge an Alkohol, die Frequenz, die Art des Konsums oder der Kontext der Einnahme können jedoch im hohen Maße in einer physischen oder psychischen Schädigung für die Konsumierenden oder ihr Umfeld münden. Die Diagnose des schädlichen Gebrauchs erfordert eine tatsächliche Schädigung der psychischen oder physischen Gesundheit der konsumierenden Person. Schädliches Verhalten wird häufig von anderen kritisiert und hat auch häufig unterschiedliche negative soziale Folgen.

Die Diagnose einer Alkoholabhängigkeit wird gestellt, wenn irgendwann während des vergangenen Jahres drei oder mehr der folgenden Kriterien gleichzeitig vorhanden waren: ein starker Wunsch oder eine Art Zwang, Alkohol zu konsumieren (englisch: Craving); verminderte Kontrollfähigkeit bezüglich des Beginns, der Beendigung und der Menge des Alkoholkonsums; ein körperliches Entzugssyndrom bei Beendigung oder Reduktion des Alkoholkonsums; Nachweis einer zunehmenden Alkoholtoleranz; fortschreitende Vernachlässigung anderer Vergnügen oder Interessen

zugunsten des Alkoholtrinkens sowie ein erhöhter Zeitaufwand, um sich Alkohol zu beschaffen, zu konsumieren oder sich von den Folgen zu erholen; anhaltender Alkoholkonsum trotz des Nachweises eindeutiger schädlicher Folgen, wie zum Beispiel Leberschädigung oder depressive Verstimmungen, die durch Alkohol erzeugt werden. Ein eingegengtes Verhaltensmuster im Umgang mit Alkohol wird ebenfalls als charakteristisches Merkmal beschrieben. Ein aktueller Konsum oder starker Wunsch nach Alkohol wird oft als innerer

Ein aktueller Konsum oder starker Wunsch nach Alkohol wird oft als innerer Zwang erlebt.

Zwang erlebt und wird erst bewusst, wenn versucht wird, den Konsum zu beenden oder zu kontrollieren. Das Abhängigkeitssyndrom kann sich nur auf Alkohol beziehen, aber auch gleichzeitig mit dem Konsum anderer Suchtmittel wie Tabak, Drogen oder Medikamente kombiniert sein.

Welche Faktoren führen zur Sucht?

Sucht ist immer ein Zusammenspiel von bio-psycho-sozialen Fakten und multifaktoriell bedingt. Zum einen spielen genetische Einflüsse eine Rolle. Die Häufung der Alkoholabhängigkeit in Familien ist seit vielen Jahren belegt und wird auch in Folgestudien immer wieder bestätigt. Traumatische Kindenserlebnisse mit physischen oder sexuellen Übergriffen sind ein konsistenter Risikofaktor für das in der Biografie frühe Einsetzen des Alkoholkonsums bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Auch Personen, die bereits eine Alkoholkonsumstörung entwickelt haben, berichten davon, dass sie als Folge schwerer Lebensereignisse mehr trinken. Zudem spielen möglicherweise Gen-Umwelt-Interaktionen eine Rolle, bei denen genetische Varianten mit dem Kindheitstrauma wechselwirken und den Alkoholkonsum begünstigen. Als weitere psychologische Risikofaktoren konnten eine niedrige Impulskontrolle, Extraversion, also ein nach außen orientiertes Persön-

Noch Genuss oder bereits riskanter oder schädlicher Konsum? Dafür gibt es klare Kriterien.



lichkeitsprofil, Neurotizismus, niedrige Gewissenhaftigkeit und ausgeprägtes Suchen nach Sensation identifiziert werden. Zudem steht der Umgang mit psychoaktiven Substanzen im Zusammenhang mit der Entwicklung von Gesellschaften und deren sozialen Normen und Werten. Alkoholkonsum wird in unserer Gesellschaft als „normal“ angesehen, wobei die Abstinenz eher kritisch beäugt wird, ebenso wie der Rausch.

Welche Folgen hat die Sucht?

Jedes Glas zu viel kann der Gesundheit schaden. Dieses Zuviel ist schnell erreicht. Und es ist ein Irrtum zu glauben, dass nur Alkoholabhängigkeit zu schweren Gesundheitsschäden führt. Alkoholkonsum ist immer riskant. Deshalb sollte möglichst wenig oder gar kein Alkohol getrunken werden. Studien zeigen, dass mehr als 200 Erkrankungen durch Alkoholkonsum mitverursacht werden. In Deutschland sterben jedes Jahr zehntausende Menschen an den Folgen von Alkohol oder dem kombinierten Konsum von Alkohol und Tabak. Für Deutschland ermittelte eine WHO-Berechnung aus dem Jahr 2016 etwa 19 000 Frauen und 43 000 Männer unter den Todesfällen, die ausschließlich auf Alkohol zurückzuführen sind. Die Diagnosen, die allein auf Alkohol zurückzuführen sind, machen aber nur eine Minderheit unter den jährlichen alkoholbedingten Todesfällen aus. Tatsächlich liegen die Zahlen der an oder mit Alkoholkonsum Verstorbenen höher.

Und wie bereits erwähnt, schädigt sich die konsumierende Person nicht nur selbst gesundheitlich, auch das soziale Umfeld ist betroffen: Auf jeden Alkoholkranken kommen vier bis fünf Angehörige, die unter den Folgen der Sucht leiden. Bei derzeit 1,6 Millionen Alkoholabhängigen in Deutschland wären dies bis zu acht Millionen Personen. Viele Angehörige sorgen sich um die Gesundheit des alkoholabhängigen Angehörigen, fühlen sich hilflos und ohnmächtig, einsam, allein verantwortlich und oftmals nicht ernst genommen.

Besonders ist auf Kinder suchtkranker Eltern hinzuweisen. Es ist ein Trugschluss, dass sie nicht wahrnehmen würden, dass häufig oder zu viel Alkohol getrunken wird. Kinder merken mehr, als man denkt – auch wenn Erwachsene versuchen, den Alkoholkonsum zu verstecken. Es wird von rund 2,65 Millionen Kindern und Jugendlichen in Deutschland ausgegangen, die in einem Haushalt leben, in dem mindestens eine erwachsene Person eine alkoholbezogene Störung aufweist. Kinder abhängiger Eltern haben ein erhöhtes Risiko, seelisch und körperlich vernachlässigt zu werden sowie psychische Störungen zu entwickeln. Alkohol in der Schwangerschaft ist die häufigste Ursache für nicht vererbte, aber angeborene körperliche, geistige und/oder seelische Behinderungen. Das Kind trinkt immer mit – es gibt keine unbedenkliche Menge. Nach einer aktuellen europaweiten Studie trinken mehr als ein Viertel der Frauen in Deutschland in der Schwangerschaft Alkohol. Pro Jahr sind in Deutschland 10 000 Kinder schon bei ihrer Geburt alkoholgeschädigt, was als Fetale Alkoholspektrumstörung bezeichnet wird (FASD).

Auch im Straßenverkehr hat Alkoholkonsum Auswirkungen: 2021 gab es 13 628 Alkoholunfälle mit Personenschaden, 165 Menschen wurden dabei getötet. Bei über einem Fünftel der Gewalttaten, die der Polizei bekannt werden, ist Alkohol im Spiel. Auch am Arbeitsplatz kann Alkoholkonsum zu massiven Problemen führen. Produktivitätsausfälle, Arbeitsunfälle sowie Qualitätsver-

luste. Letztlich kostet der Alkoholkonsum die Gesamtgesellschaft rund 57,04 Milliarden Euro. Dem stehen Einnahmen des Staates aus alkoholbezogenen Steuern von nur 2,42 Milliarden Euro im Jahr 2021 gegenüber.

Wie kommt man wieder heraus?

Grundsätzlich gilt: Alle, die Hilfe suchen, bekommen sie auch. Wenn der eigene Alkoholkonsum und der eines Angehörigen Sorgen bereitet, dann gibt es erste Hilfe und Unterstützung in der Nähe: Die meisten Städte und Kreise bieten spezielle Beratungsstellen. Zudem gibt es Tausende von Selbsthilfegruppen, die offen sind für neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Informationen zu Einrichtungen in der Nähe finden sich unter www.suchtbilfverzeichnis.de.



Suchtberatungsstellen informieren bei Suchtproblemen mit Alkohol, Nikotin oder illegalen Drogen oder bei süchtigen Verhaltensweisen (etwa Glücksspiel). Mitarbeitende der Suchtberatung vermitteln bei Bedarf in ambulante oder stationäre Therapien. Die Beraterinnen und Berater sind Fachleute der Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Sozialpädagogik et cetera und unterliegen der Schweigepflicht. Sie unterstützen sowohl Betroffene als auch Angehörige bei Fragen zu Suchtthemen.

Was kann die Politik tun?

Alkoholprävention zielt darauf ab, gesundheitlichen, sozialen und ökonomischen Schäden vorzubeugen, die mit dem Konsum von Alkohol verbunden sind. Sie ist eine gesellschaftliche Quer-

schnittsaufgabe mit drei wesentlichen Zielen: Alkoholkonsum vermeiden oder den Beginn weitestgehend hinauszögern, Früherkennung und -intervention bei riskanten Konsummustern, Missbrauch und Abhängigkeiten reduzieren. Um diese Ziele erreichen zu können, ist ein Zusammenspiel aus verhaltens- und verhältnispräventiven Maßnahmen notwendig. Während die Verhaltensprävention das individuelle Verhalten Einzelner zu beeinflussen versucht, geht es bei der Verhältnisprävention um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Die beiden Ansätze gehen idealerweise Hand in Hand. Im Bereich der Verhältnisprävention sind drei wesentliche Arbeitsfelder zu nennen, in denen die Politik dringend etwas ändern muss: die Preisgestaltung, Werbung und Sponsoring und die Verfügbarkeit von Alkohol.

Der Preis für alkoholische Getränke beeinflusst den Gesamtkonsum in der Bevölkerung und damit auch das Ausmaß alkoholbezogener Probleme. Eine Veränderung des Preises zeigt insbesondere bei Jugendlichen eine messbare Veränderung (etwa bei Alkopops). Hier sollten zweckgebundene Abgaben, Erhöhungen der Verbrauchssteuern, Besteuerung des Alkoholgehaltes (nicht nach Getränketypen) oder festgelegte Mindestpreise als Instrumente eingesetzt werden.

Werbung dient einer Ausweitung der abgesetzten Menge alkoholischer Getränke, damit erhöht sie den gesamtgesellschaftlichen Konsum und die gesundheitlichen Folgen. Werbung für Suchtmittel steht in direktem Widerspruch zu gesundheitspolitischen Zielen. Parallel darf das Marketing für Alkoholprodukte

Ein höherer Preis bewirkt eine messbare Veränderung des Konsums.

Minderjährige nicht erreichen. Untersuchungen zeigen, dass die Bewerbung alkoholischer Getränke einen messbaren Einfluss auf den Konsum von Jugendlichen hat. Die Werbung für Alkohol gehört in jedem Fall von Sportereignissen getrennt! In kaum einem anderen Land ist Alkohol so leicht und jederzeit verfügbar wie in Deutschland. Untersuchungen zeigen auch hier, dass eine leichte Verfügbarkeit mit einem hohen gesellschaftlichen Konsum einhergeht. Politischer Handlungsspielraum für verhältnispräventive Maßnahmen besteht in einer Regulierung der Verfügbarkeit über Beschränkungen für Verkaufsstellen: Die Abgabe alkoholischer und nicht-alkoholischer Getränke ist zu trennen. Auch die 24-Stunden-Verfügbarkeit ist deutlich einzuschränken. Hiermit wird neben einer besseren Umsetzung des Jugendschutzes ein wichtiger Beitrag zur Gewaltprävention geleistet. ◀

INFORMATION:

Die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e. V. (DHS) bietet eine Vielzahl an kostenlosen Publikationen zu den Themenfeldern Sucht, Suchtstoffe und abhängiges Verhalten. Alle aktuell verfügbaren Veröffentlichungen können im DHS-Bestellcenter heruntergeladen oder bestellt werden: www.dhs.de/infomaterial.

Die Erfahrung der eigenen Alkoholsucht hat eine Betroffene in zz 6/2020 geschildert, zu lesen auch unter www.zeitzeichen.net/node/8354.



„Der Blick ist sehr getrübt“

Ein Gespräch mit dem Bundesdrogenbeauftragten Burkhard Blienert über die scheinbare Normalität von Alkohol in unserer Gesellschaft und seinen Einsatz für strengere Gesetze

zeitzeichen: *Herr Blienert, 46 Milliarden Euro werden jedes Jahr in Deutschland mit alkoholhaltigen Getränken umgesetzt, aber 57 Milliarden Euro kosten uns Alkohol und die Schäden, die er anrichtet. Können wir uns das auf Dauer leisten?*

BURKHARD BLIENERT: Das wäre eine Frage an den Bundesfinanzminister. Aus gesundheitspolitischer Sicht ist wichtig festzustellen: Es gibt in Deutschland rund acht Millionen Menschen, die Alkohol in riskantem Maße konsumieren, und zwischen 1,6 und 1,8 Millionen Menschen, die süchtig danach sind. Das sind die Betroffenen, die wir gemeinsam mit ihren Angehörigen in den Mittelpunkt einer Debatte über Alkohol und seine volkswirtschaftlichen und anderen Kosten rücken müssen. Wir sprechen definitiv zu wenig über die Gefahren von Alkohol.

Woran liegt das?

BURKHARD BLIENERT: Der Blick ist einfach sehr getrübt durch die scheinbare Normalität, die der Konsum von Alkohol in unserer Gesellschaft hat. Das wird nicht kritisch hinterfragt. Es hat ja auch beim Thema Alkohol im Straßenverkehr viele Debatten gebraucht, um tatsächlich Grenzwerte festzulegen. Und diese reichen eigentlich noch nicht aus, um die Menschen wirklich zu schützen. In anderen Bereichen des Themas ist das genauso, aber da ist die Diskussion noch in einem viel früheren Stadium.

Sie haben zu Beginn des Jahres einen Paradigmenwechsel angekündigt und setzen sich für strengere Regeln beim Umgang mit Alkohol und verbesserten Jugendschutz ein. Was war der Hintergrund?

BURKHARD BLIENERT: Man hat erwartet, dass wir in dieser Legislaturperiode, wenn wir von Paradigmenwechsel reden, über Cannabis sprechen. Mir war es aber wichtig, sofort den Blick zu weiten. Die stärkere Regulierung von Drogen insgesamt ist der Maßstab. Im Moment haben wir im Cannabis-Bereich keine Regulierung, sondern einen freien Schwarzmarkt. Der ist unkontrolliert, Jugendschutz findet nicht statt, keine gesundheitliche Kontrolle. Und das Geld fließt in organisierte Kriminalität oder in andere dubiose Geschäfte. Ein Verbot hält die Konsumierenden also nicht ab. Aber wir brauchen eine stärkere Regulierung auch für Alkohol, wo der gesetzliche Rahmen viel zu lax ist, und natürlich auch für Zigaretten, E-Zigaretten und Co.

Was konkret schwebt Ihnen da vor?

BURKHARD BLIENERT: Alkohol ist ein Zellgift. Das muss man so aussprechen. Wir wissen, jeder Schluck schadet, jeder Schluck im Jugendalter noch stärker. Weil die Hirnreife bei Jugendlichen noch nicht abgeschlossen ist, wird das Gehirn durch den Konsum von Cannabis, aber eben auch von Alkohol noch stärker in Mitleidenschaft gezogen als bei Erwachsenen. Deshalb war es mir wichtig, den Blick nicht nur auf das Sponsoring oder Marketing von Alkohol zu richten, was im Koalitionsvertrag als Aufgabe beschrieben ist, sondern darüber hinaus explizit auch den Jugendschutz anzusprechen. Vielen war gar nicht bewusst, dass wir in Deutschland das begleitete Trinken von Alkohol ab 14 Jahren erlauben. Das ist viel zu früh. Ich bin dafür, Alkohol, auch Bier und Wein, nicht an unter 18-Jährige abzugeben, genauso wie Cannabis. So handhaben es viele andere Länder und können sich dabei auch auf Empfehlungen der Weltgesundheitsorganisation berufen.

Wie waren die Reaktionen auf Ihren Vorstoß aus den Unternehmen und der Politik?



Foto: picture alliance

BURKHARD BLIENERT: Der hat zu Fragezeichen bei den Beteiligten geführt, weil sie nur eine Cannabisdebatte erwartet haben. Und dann haben sie noch gemerkt, dass da einer ernsthaft unterwegs ist. Die Lobbyverbände reagieren mit den alten Argumenten, die das Thema zu sehr vereinfachen. Manche stellen den Präventivcharakter einer Altersbeschränkung in Frage und sagen,

es sei doch die Aufgabe von Eltern, Kindern den Umgang mit Risikostoffen beizubringen. Das ist wissenschaftlich absolut unbelegt. Aber es wird halt alles Mögliche versucht, Vorstöße wie den meinen ins Leere laufen zu lassen. Letztendlich ist auch viel Emotion im Spiel.

Was für Emotionen kommen Ihnen da entgegen?

BURKHARD BLIENERT: Eigentlich alles, was man sich vorstellen kann. Manche fühlen sich persönlich angegriffen und reagieren mit anonymen Beschimpfungen über das Internet, andere diskutieren ernsthaft die Sorgen von Eltern. Es gibt aber auch Zustimmung zu einer Erhöhung der Altersgrenze, gerade von Eltern, die ihre Kinder vom Alkohol fernhalten wollen und sich Rückendeckung durch die Politik erhoffen. Insofern gibt es beides.

Sie fordern gleichzeitig strengere Regeln für die Werbung für Alkohol bis hin zum Verbot.

BURKHARD BLIENERT: Ja, denn wir wissen, dass Werbung wirkt und zur erwähnten Normalität von Alkohol in unserer Gesellschaft beiträgt. Deshalb sind aus meiner Sicht Werbe- und Sponsoringverbote wesentliche Instrumente der Prävention. Keine Alkoholverbung in Zeiten, in denen Kinder und Jugendliche Medien konsumieren, das würde sie schützen. Das wird bei den sozialen Medien natürlich schwierig, da brauchen wir andere Instrumente. auch die Werbung im öffentlichen Raum können wir dort einschränken, wo Kinder und Jugendliche unterwegs sind, zum Beispiel im Sport. Wenn Kinder und Jugendliche im Verein Sport treiben, aber gleichzeitig ständig mit Alkohol und Werbung dafür konfrontiert werden, ist das kontraproduktiv. Als ob das eine natürliche Symbiose wäre und es zwangsläufig ist, nach dem Training in der Kabine eine Kiste Bier zu trinken. Hier wäre es sinnvoll, die Werbung zu verbieten und zusätzlich

mit den Vereinen ins Gespräch über Prävention und die Vorbildfunktion von Trainerinnen und Trainern zu kommen. Das darf uns aber auch als Gesamtgesellschaft nicht egal sein.

Die Bier-Werbung beim Fernseh-Fußball wäre dann auch nicht mehr erlaubt?

BURKHARD BLIENERT: Ich freue mich sehr, dass Sie genau dieses Beispiel bringen. In der Halbzeitpause wird im Radio und im Fernsehen für Bier geworben, das scheint bei uns selbstverständlich zu sein. Ist es aber nicht.

Aber das Bier zum Fußball ist schon Teil unserer Freizeitkultur, oder?

BURKHARD BLIENERT: Man nennt das Kultur, doch für die Brauereien ist es vor allem ein Wirtschaftsmodell; sie verdienen Geld damit. Aber ich sage: Bratwurst ist okay, Bier nicht.

Also generell auch kein Bier im Stadion?

BURKHARD BLIENERT: Es gibt zumindest gute Argumente dafür. Etwa mit Blick auf die Kinder, die mit Eltern ins Stadion gehen, oder jugendliche Fans, die permanent mit den Risikosituationen alkoholisierter Fans konfrontiert werden. Damit ist häufig auch Gewaltanwendung verbunden.

Bratwurst im Stadion ist okay, Bier nicht.

Die Polizei wünscht sich alkoholfreie Räume rund ums Stadion, damit manche deeskalierenden Maßnahmen auch tatsächlich wirken und greifen können. Die Frage, wie weit Aufklärung hier noch besser wirken kann oder ob es Zeit ist für knallharte Verbote, wird ja in den Vereinen diskutiert. Die Debatte muss geführt werden, weil viele diese vermeintliche Symbiose von Fußball und Alkohol nicht mehr wollen. Sie brauchen Rückendeckung aus der Politik.

„Die Debatte muss geführt werden, weil viele diese vermeintliche Symbiose von Fußball und Alkohol nicht mehr wollen.“





Foto: Thomas Ecke, Berlin

Burkhard Blienert (Jahrgang 1966) ist seit Januar 2022 Sucht- und Drogenbeauftragter der Bundesregierung. Er beschäftigt sich seit etwa zehn Jahren intensiv mit Fragen der Drogen- und Suchtpolitik. Von 2013 bis 2017 war er Mitglied der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag und ordentliches Mitglied im Ausschuss für Gesundheit, im Ausschuss für Kultur und Medien sowie im Haushaltsausschuss. Blienert war während dieser Zeit Berichterstatter seiner Fraktion für Drogen- und Suchtfragen. Vor seiner politischen Karriere studierte er Politik, Neuere Geschichte und Soziologie (Magister) und legte das erste Staatsexamen für die Sekundarstufe I in Sozialwissenschaften, Geschichte und Pädagogik ab. Burkhard Blienert ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Rauchen galt bis vor kurzem noch als gesellschaftliche Selbstverständlichkeit. Das hat sich geändert, auch durch die Warnhinweise auf den Packungen. Warum sind die auf den Flaschen so viel kleiner?

BURKHARD BLIENERT: Manche bestreiten, dass die Warnhinweise auf den Zigaretten tatsächlich gewirkt haben. Ich denke, dass die Wirkung belegt ist. Und ich halte die Schockbilder nach wie vor für richtig und sinnvoll. Auch auf Alkoholflaschen spricht nichts gegen Warnhinweise, im Gegenteil. Aber Warnhinweise

auf Flaschen reichen nicht aus. Wir kommen von einem sehr hohen Konsumniveau in Deutschland. Das senken wir nicht allein durch neue Etiketten, wir brauchen Einschränkungen von Werbung und Sponsoring.

Wie kann das gelingen?

BURKHARD BLIENERT: Auch beim Tabak ist das nicht allein durch die Schockbilder gelungen, sondern durch einen ganzen Maßnahmenmix, den Konsum zu reduzieren. Den Raum beschränken, in dem geraucht werden darf, zum Beispiel, rauchfreie Kneipen und Restaurants, das war eine wesentliche Maßnahme. Deutliche Preissteigerungen beim Tabak haben dazu geführt, dass gerade Jugendliche nicht angefangen haben zu rauchen. Und irgendwann galt es als uncool zu rauchen, den Zigaretten wurde die Normalität entzogen. Das wünsche ich mir im Alkoholbereich letztendlich auch. So könnten wir unser Verhalten regulieren und runterkommen von den Mengen, die wir in Deutschland trinken. Da liegen wir im internationalen Vergleich nach wie vor im oberen Drittel, was die Menge betrifft.

Wie haben das andere Länder geschafft?

BURKHARD BLIENERT: Durch verschiedene Maßnahmen, meistens in Kombination. Auf jeden Fall gehören die gesellschaftliche und politische Akzeptanz und Rückendeckung für das Ziel wesentlich dazu, wenn wir uns über diese Themen unterhalten. Über die öffentliche Sichtbarkeit haben wir schon gesprochen, aber auch die Einschränkung der Verkaufzeiten wäre eine Maßnahme. Alkohol ist bei uns an jedem Tag 24 Stunden verfügbar. Andere Länder sind über spezielle Shops gegangen, etwa in den Niederlanden, haben Alkohol also aus der Supermarktkasse in gesonderte Bereiche ausgelagert. Preise und Steuern sind auch ein wichtiges Element. Der Instrumentenkasten ist eigentlich groß. Man muss sich nur gemeinsam darauf verständigen, welchen Weg wir gehen.

Sie haben höhere Steuern als Instrument genannt. Derzeit fallen für eine 0,7-Liter-Flasche Schnaps mit 40 Prozent Alkohol 3,65 Euro an Steuern an. Um wie viel sollten die Steuersätze denn steigen?

BURKHARD BLIENERT: Eine Erhöhung der Alkoholsteuer ist im Koalitionsvertrag nicht vorgesehen. Das würde mit Blick auf die Regierungskoalitionen mit den unterschiedlichen Farben auch gewiss kompliziert und schwierig.

Ein Viertel aller Gewalttaten geht auf Alkoholeinfluss zurück.

Aber ein großer Preissprung wäre in Deutschland schon ein Mittel und eine Maßnahme, um insgesamt den Konsum mit einem Signal zu senken und mehr Geld für die Prävention zu haben. Zumal Alkohol in den vergangenen 30 Jahren billiger geworden ist.

Wie geben Sie selber mit Alkohol um?

BURKHARD BLIENERT: Ich lebe nicht abstinente. Aber durch die Beschäftigung mit dem Thema habe ich schon einen anderen Blick auf diese Thematik als viele andere Menschen. Ich bin Jahrgang 1966, in einer katholischen ländlichen Region groß geworden. Vereinswesen, Schützenfest, Karneval – normalerweise reicht das bei den meisten Menschen aus, dass gewisse Bilder im Kopf entstehen. Und Alkohol spielte da immer eine Rolle.

Hat sich die Bewertung von Alkohol durch Ihr Amt verändert?

BURKHARD BLIENERT: Es gibt meist einen kulturellen Hintergrund, durch den man mit bestimmten Stoffen oder Substanzen in Berührung kommt. Das ist in der Stadt wie im Land unterschiedlich. Und diese kulturellen Veränderungen sind nichts Vorherbestimmtes, man kann sie eben auch gestalten, prägen. Mein Einsatz für eine stärkere Reglementierung

von Alkohol und einen anderen Umgang damit, bedeutet für viele natürlich eine gewisse Gefahr. Was mir immer klarer wird: Wir brauchen auch diese kulturelle, soziologische oder historische Debatte über die Rolle von Alkohol in der Gesellschaft. Nicht nur gesundheitlich, sondern eben auf anderen Ebenen.

Ihre politische Macht als Bundesdrogenbeauftragter ist begrenzt, Sie haben kein Ressort, kein großes Budget, sitzen nicht im Kabinett. Was hat Sie gereizt, sich zwischen alle Stühle zu setzen und jetzt den Kampf gegen Sucht und Drogen aufzunehmen?

BURKHARD BLIENERT: Ich bin bereits 2013 in das Thema eingestiegen. Vorher hatte ich Bildungspolitik gemacht, von der ja alle irgendwie betroffen sind. Das ist bei Drogen und Sucht nicht so viel anders. Das menschliche Wesen ist immer auf der Suche nach Grenzerfahrungen,

neuen Horizonten und nach Gelegenheiten, sich besser zu fühlen. Diese Erfahrung, mit Menschen zu arbeiten, die mit ihren Problemen häufig allein gelassen werden, deren Sucht als individuelles Fehlversagen und nicht als Krankheit gesehen wird, obwohl wir es besser wissen müssten, das hat für mich den Reiz ausgemacht. Und das Thema reicht über die stofflichen Süchte hinaus in den Bereich Videospiele, Glücksspiele, aber auch in die organisierte Kriminalität, die Fragen von Innerer Sicherheit, überhaupt Sicherheit. Wir wissen, dass ein Viertel aller Gewalttaten in dieser Gesellschaft auf Alkoholeinfluss zurückgeht. Das Thema hat so viele Aspekte.

Und gleichzeitig ist es ein Thema voller Ambivalenz in unserer Gesellschaft. Wer nicht trinkt, muss sich rechtfertigen, wer viel trinkt, gilt als charakterschwach. Dazu muss er oder sie die Krankheit verbergen, weil sonst ein Stigma droht.

BURKHARD BLIENERT: Ja, das ist ein Selbstschutz von vielen Menschen. Die Beherrschung von Lebensrisiken ist eine der größten Herausforderungen, die alle Menschen haben. Sobald es aus dem Ruder läuft, will man es persönlich häufig nicht wahrhaben. Oder man grenzt sich als Selbstschutz ab von den Menschen, die abrutschen in die graue Welt und nicht mehr sehen, wo sie Hilfe finden. Deshalb ist diese Entstigmatisierung eine der wesentlichen Aufgaben bei den Themen Alkohol und Sucht. Dazu gehören für mich, da bin ich ganz Aufklärer, Transparenz, Wissen, Offenheit. Und nicht das Verkleistern durch wirtschaftliche Interessen, das Schweigen und Wegschauen. Nicht verteufeln, sondern das Licht sehen.

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Stephan Kosch am 20. September in Berlin.



Foto: picture alliance

„Alkohol ist bei uns an jedem Tag 24 Stunden verfügbar.“

Fundamente des Lebens

Was es bedeutet, in
Krisen auf Gott zu vertrauen

MAREILE LASOGGA

Kann eine Vergegenwärtigung christlicher Gewissheiten bei der seelischen Bewältigung der multiplen Krisen unserer Tage helfen? Die Hannoveraner Theologin Mareile Lasogga bringt in einem dreiteiligen Text die Fundamente christlichen Glaubens mit den Herausforderungen der Gegenwart ins Gespräch. Nach dem ersten Teil in der Oktoberausgabe folgt nun der zweite.

Wer ist Gott? Gott ist in seiner Transzendenz außer und über allen Dingen; er wirkt zugleich aber auch durch alle Dinge und in allen Dingen (Epheser 4,6). Gott ist in der Welt gegenwärtig und in den Ereigniszusammenhängen der Natur, wie auch der menschlichen Geschichte, am Wirken. Und er tut dies in Verbindung mit den Menschen als seinen – wissenden und unwissenden, willigen und unwilligen – Mitarbeitenden. Wenn Gott sich zu erkennen gibt, erschließen sich deshalb nicht abstrakte Einsichten, sondern Menschen machen konkrete Erfahrungen mit Gott in ihren individuellen und gemeinschaftlichen Lebenszusammenhängen. Gottes Selbstvergegenwärtigung – theologisch: seine Offenbarung – ereignet sich immer in konkreten Situationen und Phänomenen des Lebens. Die alttestamentlichen Propheten hören Gottes Wort zu einem bestimmten Zeitpunkt, manchmal an bestimmten Orten (Jeremia 18,2.5; Ezechiel 3,22), in einer bestimmten Situation und zu einem bestimmten Zweck. Bezeichnend ist dafür die Frage: „Was siehst du?“ (Jeremia 1,11; 24,3; Sacharja 5,5). Was Gott Menschen von sich zu erkennen gibt, kann und will nicht im Sinne dogmatischer Aussagen verstanden und als historisch gewachsene Traditionen rezipiert werden, sondern in individuellen Lebensvollzügen persönlich



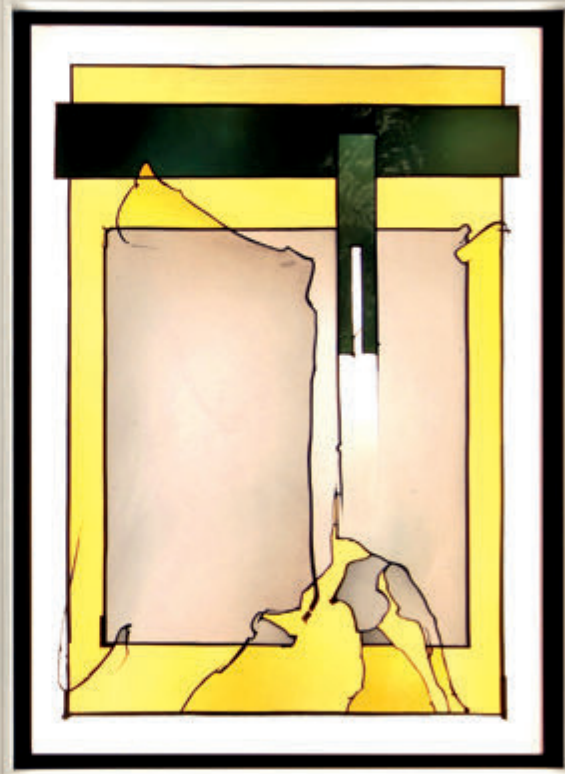
angeeignet werden. „Was siehst du?“ Was ist es, das Gott mir zeigt, was lässt er mich hören, was will er, dass ich erkenne und tue – hier und jetzt?

Geheimnis der Personalität

Gott begegnet seiner Welt als ein lebendiges Gegenüber; er verhält sich zu seiner Welt und zu seinen Menschen. Die biblischen Aussagen über Gott, alle Beschreibungen seines Wesens, sind keine abstrakten Theoreme, sondern es geht um die Äußerung eines Willens. Theologisch ist damit das Geheimnis der Personalität Gottes angesprochen. Gott wendet sich Menschen zu, und er verbirgt sein Antlitz vor ihnen. Er richtet und rettet. Er ruft Menschen ins Leben, und er lässt sie sterben. Gott lässt sich erbarmen, er lässt mit sich verhandeln, er warnt, er straft und

er vergibt. Er begibt sich in die Abgründe menschlichen Elends, und er verschließt seinen himmlischen Tempel (Offenbarung 15,8). Gott ist heiliger, gerechter, unerforschlicher Wille, der sich nicht aus übergeordneten Prinzipien ableiten lässt. Dies gilt auch für die Beschreibung des Wesens Gott als Liebe. Das Evangelium verkündet Gottes Willen, zu lieben, und dies in der besonderen Art und Weise und unter den Bedingungen, die er in Jesu Leben, Sterben, Tod und Auferstehung kundgetan hat (Epheser 1,3–14).

Dass Gott sich willentlich zu seiner Welt verhält, bedeutet, dass er sich urteilend zu den Dingen verhält, die in der Welt geschehen, die Menschen tun und unterlassen. Das lässt sich auch an Jesu Umgang mit den Menschen ablesen: Er spricht die einen selig und über die anderen seine Wehe-Rufe. Er nimmt die Sünder vorbe-



Fenster des Glaskünstlers Johannes Schreiter in einer Ausstellung im Galerieraum der Neuen Stadthalle im hessischen Langen (2020).

alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“, so Luthers Kommentar zum ersten Gebot im Kleinen Katechismus. Gott fürchten, lieben und ihm in beidem vertrauen – das ist die Trias, in der sich christliches Leben vollzieht.

Das Evangelium verkündigt kein unwandelbar gültiges Prinzip der Liebe Gottes. Was Jesus Menschen gelehrt hat, lässt sich deshalb nicht von seiner Person abstrahieren und im Sinne abstrakter Ideen oder handlungsleitender Maximen prinzipialisieren. Das Evangelium verkündigt die Botschaft von der Versöhnung der Welt, die Gott zu einer bestimmten Zeit im Leben, Sterben und Auferstehen des Menschen Jesus von Nazareth realisiert hat. „Gott war in Christus und versöhnte

*In Christus bietet Gott
allen Menschen vorbehaltlos seinen
Frieden an.*

die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung“ (2. Korinther 5, 19). Das Evangelium ist die gute Nachricht, dass Gott in Christus seine Liebe über seinen Zorn hat siegen lassen. In Christus bietet Gott allen Menschen vorbehaltlos seinen Frieden an. An Christi statt richtet die Kirche die Botschaft aus: „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Korinther 5, 20). Das ist der Grund, warum man das Evangelium nicht ergreifen kann, ohne zugleich auch den Ruf zur Umkehr zu hören (Markus 1, 15). Beides gehört untrennbar zusammen. Die Botschaft Jesu lautet nicht: „Alles wird gut“, sondern: „Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet, so verhärtet eure Herzen nicht!“ (Hebräer 3, 7f.).

Gott und das Schicksal: Die individuellen und kollektiven Krisenerfahrungen im Zuge der Coronapandemie, des russischen Angriffskrieges und des Klimawandels lassen sich als Erleben von „Widerfahrnissen“ deuten. Der Theologe Ingolf Dalferth versteht unter diesem Begriff positive und negative Vorkommnisse mit lebensverändernden Folgen, die Menschen

haltlos an und ermahnt und warnt zugleich unmissverständlich. Seine Gleichnisse erhellen und verdunkeln Menschen ihren Sinn. Seine Worte gereichen den einen zum Heil, den anderen werden sie zum Gericht. Er verleiht seinen Jüngern die Kraft des Heiligen Geistes, um Sünden zu erlassen, gibt ihnen aber auch Vollmacht, sie den Menschen zu belassen.

Zorn und Liebe

Der Wille Gottes – auch das bezeugen die biblischen Texte beider Testamente in aller Klarheit – ist durch Verneinung und Bejahung, theologisch gesprochen durch Zorn und Liebe, bestimmt. Gott ist in seiner Welt richtend und rettend gegenwärtig. Sein Wirken manifestiert sich in den individuellen und kollektiven Lebensschicksalen als Gericht und Gnade. Sein Wort wird

hörbar als Gesetz und Evangelium. Diese Ambivalenz des göttlichen Willens findet ihren Niederschlag in den ambivalenten, widersprüchlichen Erfahrungen unseres Lebens.

Die Erfahrungen, die wir im Laufe unseres Lebens mit Gott machen, sind deshalb spannungsvoll. Wir erleben seine Güte und seine Strenge, seine Liebe zum Sünder und seinen Zorn über die Sünde. Luther hat diese Ambivalenzen in exemplarischer Weise persönlich erfahren und theologisch reflektiert. Zwei Dinge haben Christen ihm zufolge zu lernen: Gott ist in seiner Heiligkeit zu fürchten und in seiner barmherzigen Zuwendung zum Menschen zu lieben. Mit und in dieser Ambivalenz zu leben, gelingt nur im Vertrauen des Glaubens. Darum gehört für Luther zur Furcht und zur Liebe Gottes konstitutiv das Vertrauen hinzu. „Wir sollen Gott über

Foto: epd

ohne eigenes Zutun und meist unerwartet erleben, zum Beispiel die Begegnung mit einem wichtigen Menschen oder eine Krankheit. Für die durch ein Widerfahrnis ausgelösten Veränderungen ist charakteristisch, dass die davon berührten Personen und Gemeinschaften damit faktisch leben müssen. Es ist nicht möglich, sich zu einem Widerfahrnis nicht zu verhalten.

Die etwas sperrig anmutende Kategorie des Widerfahnisses scheint mir für den deutenden Umgang mit Krisenerfahrungen aufschlussreicher zu sein als die geläufigere Kategorie der „Kontingenz“. Kontingenz thematisiert ein faktisch Gegebenes im Hinblick auf sein mögliches Anderssein. Kontingenz ist, was nicht notwendig ist, aber auch nicht unmöglich ist und somit auch anders sein könnte. Kontingenz lässt sich auch auf Ereignisse beziehen, die keinen Bezug zum erlebenden Subjekt haben. Für das Widerfahrnis hingegen ist der Bezug zum Subjekt kons-

immer wieder untreu wird. In den Manifestationen seines Zornes erkennen Menschen ihre Schuld, bitten um Vergebung und wenden sich Gott wieder zu. Der Zorn Gottes wird damit „verständlich“ als die Kehrseite seiner Liebe. Diese Figur – in der auch die Rede von der Strafe Gottes verortet ist – durchzieht viele Psalmen. Wie besonders an den Psalmen deutlich wird, ist Gott dem Beter jedoch auch im Zorn verbunden; er bleibt ihm ein personal zugewandtes Gegenüber, das der Beter ansprechen darf und dem er sich in seiner Not anvertrauen kann.

Davon zu unterscheiden sind Begegnungen mit Gott, die sich der personalen Erschlossenheit entziehen und alltags-sprachlich als Schicksal bezeichnet werden. Theologisch sind damit Erfahrungen im Blick, in denen Gott Menschen nicht mehr nahe, sondern „fern“ ist (Jeremia 23,23), unerreichbar, verborgenen menschlichen Bitten entzogen (7,16). Dietrich Bonhoeffer notiert in der Haft anderthalb Monate vor seiner Hinrichtung seine Erfahrungen mit dem Gott, der ihm nicht nur im Du, sondern auch „vermummt“ im „Es“ des Schicksals begegnet. Dieser im Schicksal verborgene Gott ist eine undurchdringliche Macht. Die Erzählung von Jakobs Kampf am Jabbok (Genesis 32,23 ff.) bringt in exemplarischer Weise die Abgründigkeit dieser Begegnung zum Ausdruck. Als Jakob seine Familie und Hab und Gut sicher über den Fluss gebracht hat, bleibt er allein zurück. Es wird dunkel und an der Furt des Jabbok tritt ihm plötzlich ein Widerstand entgegen: „Da rang ein Mann mit ihm“ (32,25). Ein Unbekannter droht ihn zu überwältigen. Jakob wird in einen Kampf verwickelt, der eine ganze lange Nacht andauert.

Ganz persönlicher Kampf

Was ist mit den Menschen, die während der Coronapandemie auf überfüllten Krankenhausfluren ohne Beatmungsgerät gestorben sind? Menschen, die von eingestürzten Häusern in der Türkei und in Syrien begraben oder lebenslang verwundet wurden? Menschen, die im Grauen des Krieges in der Ukraine, in den Dürregebieten Afrikas, in vom Feuer zerstörten Landstrichen in Südeuropa ihren ganz persönlichen Kampf kämpfen müssen? Sind diese Menschen Opfer des Schicksals, oder ist Gott ihnen auch in dieser namen-

losen Unergründlichkeit nahe? Schärfer formuliert: Hat die Unergründlichkeit des Schicksals das letzte Wort oder dürfen die Menschen hoffen, dass Gott sich ihnen – in welcher Weise auch immer – als ein personales Gegenüber, als ein Du, erfahrbar machen wird? Welche Gründe gibt es für die Hoffnung, dass unser Schicksal – mit Bonhoeffer zu reden – „Führung“ wird und wir gewiss sein dürfen, dass nicht die Erfahrung des Schicksals das letzte Wort behält, sondern die Erlösung von allem Bösen, um die wir im Vaterunser bitten.

Gegen die Realitäten

Jakob ringt mit dem Unbekannten und dieser Kampf hinterlässt Spuren in seinem Leben. Jakob hinkt fortan. Am Ende jedoch ringt er dem Unbekannten seinen Segen ab. Die Geschichte macht deutlich, dass der Glaube „an“ Gott immer auch ein Glaube „gegen“ die Realitäten des Lebens ist, mit denen wir konfrontiert werden. Wenn die Härte des Schicksals sich uns in den Weg stellt, wenn sie die Zukunft in Frage stellt und uns damit Gottes Abwesenheit oder gar seine Nicht-Existenz zu bezeugen scheint, sollten wir uns daher fragen, ob diese Erfahrungen tatsächlich im Widerspruch zu Gott stehen oder nicht vielmehr zu unseren Vorstellungen, wie Gott sich verhalten und in der Welt handeln müsste. Die Krise wirft die Frage auf, ob der immer nur nahe und liebende Gott, an den wir gern unser Herz hängen, möglicherweise ein Bild ist, das wir uns selbst gemacht haben (Amos 5,26).

Jakob macht die Erfahrung, dass seine Vorstellungen von Gott zerbrechen. In seinem Kampf wird er schließlich zur Anerkennung des Gottes geführt, der sich ihm zu erkennen gibt, als der, der er wahrhaftig ist: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen und doch wurde mein Leben errettet“ (Genesis 32,31). Gott ist Herr über alles, was wir an Schrecklichem und Schö-nem erleben. Er „tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf“ (1. Samuel 2,6). Neben dem Faszinosum hat die Begegnung mit Gott immer auch etwas Unheimliches, ein Tremendum. ◀

Lesen Sie den dritten und letzten Teil der Serie von Mareile Lasogga in der nächsten Ausgabe von *zeitzeichen*.

In wechselvollen Widerfahrnissen des Lebens machen Menschen auch wechselvolle Gotteserfahrungen.

titutiv: Im positiven Fall fällt mir etwas zu, im negativen Fall stößt mir etwas zu. So oder so macht es etwas mit einem Menschen, innerlich wie äußerlich. Damit stellt sich die Aufgabe, die Widerfahrnisse, die unser Leben persönlich wie gesellschaftlich in kritischer Weise affizieren, theologisch zu deuten und geistlich zu bewältigen.

In den wechselvollen Widerfahrnissen des Lebens machen Menschen auch wechselvolle Erfahrungen mit Gott. In Erlebnissen der Bewahrung, Beglückung und Bereicherung kommt Gott uns nahe in seiner Güte als Schöpfer, in seiner Liebe als Vater Jesu Christi, den wir als ein Du im Gebet anrufen. In Zeiten der Krise, im Angesicht der Rätselhaftigkeit des Lebens ist Gott uns verborgen in der Undurchdringlichkeit des Schicksals. Um die Erfahrungen des verborgenen Gottes theologisch zu verorten, scheint mir im Anschluss an Oswald Bayer die Unterscheidung zwischen Gottes „verständlichem“ und seinem „unverständlichem“ Zorn weiterführend zu sein.

Gottes verständlicher Zorn ist Ausdruck seiner Reaktion auf menschliche Sünde. Große Teile des Alten Testaments sind von diesem Gedanken geprägt: Gott wirbt in Liebe um sein Volk, das ihm aber

Weniger Belehrung, mehr Austausch

Warum praktischer Umgang mit der Bibel ins Zentrum der Kirchenentwicklung gehört

CLAUDIA KUSCH/JOHANNES WISCHMEYER

Sie ist ein Klassiker, aber es braucht einen neuen Schub, damit sie auch gelesen wird: die Bibel. Die Referentin für Perspektiven missionarischen Handelns im EKD-Kirchenamt in Hannover, Claudia Kusch, und Johannes Wischmeyer, Leiter der dortigen Abteilung Kirchliche Handlungsfelder, berichten über neue Erkenntnisse zum Bibelgebrauch und fordern vermehrte Anstrengungen, um die Bibel wieder stärker ins Spiel zu bringen.

Eine gute Bibel ist eine gebrauchte Bibel. „Bibel wird gebraucht“, das ist mit Absicht doppeldeutig formuliert. Christ:innen brauchen die Bibel, um ihren evangelischen Glauben zu leben, um ihr Leben im Lichte des Evangeliums zu verorten, zur Hoffnung und als Korrekturmaßstab. Die Bibel, in welcher Form auch immer, ist nur etwas wert, wenn sie vielfältig be- und genutzt wird.

Wenn Kirchenentwicklung zum Ziel hat, Menschen zu befähigen, ihren christlichen Glauben als Individuum und in Gemeinschaft zu leben, dann rückt gelebte Bibelpraxis mitten ins Zentrum. Die diesjährige EKD-Synodaltagung hat das Leitthema „Sprach- und handlungsfähig glauben“. Das geht nicht ohne einen lebendigen Bezug zur Bibel.

Um zu verstehen, warum die Bibel gebraucht wird oder nicht, ist ein Blick in die Statistik nötig: Die aktuelle Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 6) fragt, welche Rolle die Bibel im Leben von Christinnen und Christen spielt. Beinahe 85 Prozent der Mitglieder christlicher Kirchen und Konfessionslosen geben an, dass zum Christsein gehört, „ein anständiger und zuverlässiger Mensch zu sein“. Immerhin 45 Prozent halten die Taufe für ein unerlässliches Kennzeichen. Doch nur 18 Prozent meinen, dass Lesen in der Bibel dafür essenziell sei. Konfessionslose setzen „Christlich = Bibel lesen“ deutlich häufi-

ger gleich als Durchschnittschröten. Unter Christ:innen schätzt nur die kleine Gruppe der stark Religiösen die Bedeutung der Bibellektüre fürs Christsein sehr hoch ein (55 Prozent).

Dem entspricht die Lesepraxis: Nur zwei Prozent der Deutschen lesen täglich die Bibel, insgesamt vier Prozent mindestens einmal in der Woche; 65 Prozent jedoch nie. Insgesamt sind es 90 Prozent der Bevölkerung, die höchstens einmal im Jahr oder nie in der Bibel lesen. Mehrmals im Jahr lesen in etwa 20 Prozent der Kirchenmitglieder in der Bibel. Bei Konfessionslosen ist die Bibellektüre verschwindend gering. 35 Prozent der Kirchenmitglieder halten die Bibel für eine wichtige Quelle ihres Glaubens – das ist ein eklatanter Unterschied zu den Konfessionslosen. Beinahe ebenso viele sagen, dass die Geschichten der Bibel ihnen schon in manchen Lebenslagen geholfen haben. Doch es sind auch etwas über 50 Prozent der Kirchenmitglieder, die angeben: Die Bibel hat für mein Leben keine Bedeutung.

Großes Interesse

Die Tiefenanalyse erlaubt, einige typbezogene Aussagen darüber zu machen, wen die Bibel besonders anspricht: Entscheidend für eine Orientierung an der Bibel ist, ob Religion im konkreten Leben als bedeutsam erlebt wird. Alle anderen Faktoren sind nachgeordnet. Dabei besteht bei vielen Menschen großes Interesse, sich mit der Bibel auseinanderzusetzen. Die evangelische Kirche erreichen rund um die Bibel jede Menge Fragen, teilweise sehr elementare.

Ein typisches Beispiel ist die Zuschrift einer ALG-II-Empfängerin: „Ich habe einige Fragen, was die Bibel angeht. Ich würde gerne wieder mehr in der Bibel lesen. 1. Aber wie liest man denn die Bibel? Mein Opa hat sie von vorne bis hinten gelesen und vorne wieder angefangen. 2. Was für eine Bibel wäre gut für mich?“ Die Bibel zugänglich machen, Bibelpraxis fördern – das ist eine zentrale Aufgabe für die evangelische Kirche auf allen Ebenen, insbesondere für ihre Bibelgesellschaften.

Wie werden Kontakte hergestellt, die Menschen zur Bibelpraxis befähigen?

Es gibt dafür viele Stationen jenseits der ausgefeilten Predigt, der Liturgie im Sonntagsgottesdienst, des Bibelgesprächskreises.

Dort kommt es auf hohem Niveau zur Beschäftigung mit biblischen Texten. Aber diese Formate sind für viele Menschen zu exklusiv und eröffnen ihnen keinen Zugang. Wie kommt die Bibel im Alltag ins Spiel? Und das angesichts der Tatsache, dass religiöse Erziehung, Bildung und Weitergabe der Tradition wie Beten oder Singen in Familien immer weniger praktiziert werden? Kindertagesstätten, Schulen, Kasualien und Kirchenmusik sind mittlerweile die

Die Sozialisation mit der Bibel findet zwischen dem vierten und 14. Lebensjahr statt.

wichtigsten Schnittstellen. Denn das stellt die aktuelle Studie des Leipziger Theologen Alexander Deeg und anderer zum Bibelgebrauch fest: Die Sozialisation mit der Bibel findet im Wesentlichen zwischen dem vierten und dem 14. Lebensjahr statt. Das





heißt: Kita, schulischer Religionsunterricht und Kasualgottesdienste werden immer häufiger der Ort der Erstbegegnung mit der Bibel. Elementarisierung, Übersetzung in heutige Lebenswelten und biografische Verankerung sind entscheidend. Ohne eine kontinuierliche Begleitung und Ermutigung zur Bibelpraxis wird die am Taufstag verschenkte Bibel nicht in die Hand genommen.

Durch Musik berührt

Die biblische Botschaft wird nicht nur über das gesprochene Wort persönlich vernehmbar. Auch geistliche Musik, Chöre, Kindermusicals – in allen Stilrichtungen – bieten oft eine Erstbegegnung. Durch Wiederholungen, Melodie und Rhythmus prägt sich der Text ein und bleibt im Gedächtnis. Wenn es gut geht, werden Seelen berührt – durch die Musik und durch das gemeinsame Musizieren. Gerade die Musik erreicht auch kirchenferne Menschen, wie eine derzeit im Umfeld der KMU 6 entstehende Studie nachweisen wird. Deswegen ist die Arbeit von kirchlichen Kinder- und Jugendchören für die Bibelpraxis nicht hoch genug einzuschätzen. Dort geht es nicht nur ums Üben, sondern auch um die Auseinandersetzung mit der Botschaft, von der da gesungen wird. Die

Kantorkatechet:innen in den ostdeutschen Landeskirchen verkörpern beispielhaft einen solch ganzheitlichen Ansatz in der Kirchenmusik.

Auch im kirchlichen „inner circle“ fehlt häufig die Einübung im praktischen und selbstverständlichen Schriftgebrauch. 2021 hat die EKD den Grundlagentext „Die Bedeutung der Bibel für kirchenleitende Entscheidungen“ herausgegeben. Zurecht halten die Autor:innen fest: „Biblische Texte entfalten ihre theologische Bedeutung oft nicht in Form einer primär begrifflichen Argumentation, sondern in Form von Erzählung, Gleichnis, Bekenntnis und Gebet. Dies erfordert es, dass bei der Suche nach biblischer Orientierung nicht einseitig die begrifflich normativen Texte bevorzugt

*Mit theologischer
Urteilsbildung
alleine ist
es nicht getan.*

werden dürfen, sondern Orientierung im Hören und Lesen der biblischen Texte als ein mehrdimensionales, den Menschen in seinen rationalen, emotionalen, biografischen und leiblichen Bezügen bewegendes Geschehen ernst genommen wird.“ Was dann aber zu einer Praxis des Schriftge-

brauchs formuliert wird, die solche Perspektiven fördert, ist eher enttäuschend. Es wird lapidar festgehalten: Kirchenleitende Schriftauslegung geschieht durch Predigten, Stellungnahmen von Amtsträgern, durch kirchliche Grundlagentexte und Orientierungshilfen (vergleiche www.zeitzeichen.net/node/9160). Ein jüngst im EKD-Kammernetzwerk angestoßenes Projekt möchte jetzt die Probe aufs Exempel machen. Die Forschenden fragen, wie der Erfahrungsfundus biblischer Texte konkret in den vom Kammernetzwerk unterstützten Beratungs- und Entscheidungsprozessen der evangelischen Kirche zum Tragen kommt und damit zur Unterscheidbarkeit kirchlichen Handelns beiträgt.

Mit theologischer Urteilsbildung alleine ist es aber nicht getan. Im kirchlichen Verkündigungsdienst wächst in vielen Kontexten die Erfahrung: Wer anderen Menschen die biblische Botschaft nahebringen möchte, muss zuerst selbst von dieser Botschaft überzeugt sein. Eine missionale Grundhaltung, oder – als Lernziel für die christliche Gemeinschaft formuliert – geistliches Empowerment ist eine zentrale Aufgabe für die evangelische Kirche. Dafür ist ein vertrauendes, erfahrungsbasiertes Verhältnis zur Bibel die Voraussetzung – die Schrift als „Lebens-Mittel“. Der Grundansatz, um

andere Menschen zu empowern, lautet: nicht Appellieren, sondern Zeigen und ins Gespräch bringen. Kirchliche Positionen werden nur überzeugen, wenn dahinter die glaubhafte Motivation von Verbundenen und Mitarbeitenden steht, im Modus des persönlichen Überzeugt-Seins. Die Bibel als Lebensbuch ist dabei eine Erklärhilfe und ein großes Identifikationsfeld für die christliche Community. Eingübte Bibelpraxis heißt: Menschen trauen sich, im Licht biblischer Erfahrungen über ihr Leben und über das, was sie verbindet, zu reden.

Um auf allen Ebenen und ohne Glaubensscham zu zeigen, welchen Beitrag Glaubensidentität für das gute Leben von Menschen leistet, braucht es neue Ideen dafür, wie die Bibel im Alltagsleben Platz findet. Über die richtigen Methoden einer zeitgemäßen Bibelkommunikation wurde schon viel nachgedacht. Doch es gibt keine reifen Früchte, die irgendwo nur zu pflücken wären. Bereits bibelkundliche Grundkenntnisse kann niemand einfach voraussetzen. Bibelvermittlung braucht Vielsprachlichkeit, in den Zugängen wie in den Methoden, digital wie analog. Sie geschieht auf verschiedenen Foren, auch jenseits der genannten kirchlichen Arbeitsbereiche. Es kann sehr anspruchsvoll sein, die jeweilige Aufmerksamkeitslogik zu bedienen.

Bibel als Diskursraum

Dabei geht es um die ganze Kirche und Theologie tragen dafür Verantwortung, dass die Bibel auch als Gesamtheit wahrgenommen wird. Der Kanon steht für die Weite und gleichzeitig die Widerständigkeit der biblischen Botschaft. Initiativen sind gefragt, die auf eine brauchbare Weise kanonische Perspektiven eröffnen. Die kulturprägende Wirkung des Kanons geht in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft weit über eine kirchliche und auch eine religiöse Perspektive hinaus.

Ein inspirierendes Beispiel stellt das „Projekt 929“ dar, gestartet 2014 in Israel. Das Projekt ist ein Angebot an die israelische Gesellschaft, die 929 Kapitel des Tanach, also der Heiligen Schriften des Judentums, gemeinsam zu erkunden. Die Lektüre begleiten historische Hintergrundinformationen, Videos, Bilder, Erzählungen, Eindrücke von Personen und Schulklassen. Das Ziel ist, um die

Lektüre herum eine Community zu bilden, die gemeinsam liest und reflektiert – in immer neuen Konstellationen. Es wäre eine großartige Herausforderung, diesen Ansatz auf den deutschen Sprachraum zu übertragen – ein neuartiger Zugang zur gesamten Bibel als Diskursraum.

Die Leipziger Studie zum Bibelgebrauch stellt einerseits – nicht wirklich überraschend – fest, dass Bibellektüre eine soziale und individuelle Praxis ist, die sich mit auch sonst intensiv gelebter Religiosität verbindet. Bibelpraxis hat mit einer bestimmten Sozialisation, vor allem aber einer gegenwärtigen Anbindung an gottesdienstliches und gemeindliches Leben zu tun. Die meisten, die nicht Bibel lesen, sagen, dass sie keinen Grund erkennen, warum sie das tun sollten. Aber: Auf dieser Basis gibt es ein durchaus vorhandenes, nicht geringes Interesse an der Bibel, auch bei Nichtlesenden – bei Kirchenmitgliedern liegt es der Studie zufolge immerhin bei knapp 70 Prozent. Selbst 40 Prozent der Menschen ohne Religionszugehörigkeit geben an, sie fänden interessant, was in der Bibel steht. Das spricht dafür, dass eine umfassende Themenkommunikation zur Bibelpraxis durchaus Erfolg haben kann. Der Zugang zur Bibel muss diverser werden: elementar, konkret, alltagstauglich – umsetzbar in Gemeinden und mit der Möglichkeit, Botschaften zu personalisieren. Etwas provokanter formuliert: weniger Belehrung, dafür mehr Austausch. Weniger Predigt, dafür mehr Community. Weniger Richtigkeiten, dafür mehr Konkretion. Am Anfang steht die Alphabetisierung: Menschen benötigen elementare Glaubensinformation, um Glaubenskommunikation, die auf persönlicher Frömmigkeit basiert, überhaupt verstehen zu können.

Wenig Innovation

Die Forschungsgruppe um Alexander Deeg hat noch weitere, teilweise überraschende Ergebnisse zutage gefördert: etwa die Bedeutung der Bibel als gedrucktes Buch, auch für jüngere Leser:innen. Digitale Formate ersetzen die gedruckte Bibel (noch) nicht. Ungefähr 11 Prozent der Bibellesenden nutzen die Bibel als E-Book, als App oder auf Webseiten im Internet häufig. Hörbibeln werden vor allem von älteren Befragten häufig genutzt (9 Prozent).

Menschen in Bibelpraxis zu involvieren ist das eine. Auch wenn das gelingt, muss

bewusst bleiben: Nicht alle lesen dasselbe in der Bibel. Gemeindepfarrer:innen erleben regelmäßig Diskussionen, die wenig von den religionspädagogischen Innovationen der vergangenen beiden Generationen spiegeln: „Mein Pfarrer hat mir das aber so erklärt ...“ „Ich habe das einmal so gelernt ...“ „Ich benutze meine alte Familienbibel.“ „Darf man die Bibel überhaupt auslegen?“ Ein entwickeltes hermeneutisches Bewusstsein ist auch unter kirchlich Hochverbundenen Mangelware. Selbst einfache hermeneutische Duale wie das Konzept „Wort Gottes als Gesetz und Evangelium“ sind nur wenigen eingängig. Konzepte für eine künftige evangelische Bibelpraxis müssen den unterschiedlichen

In Zukunft wird die Kirche noch mehr in Fort- und Weiterbildung investieren müssen.

Aspekten von Vermittlung und Alphabetisierung, von Exegese und Glaubensinformation gerecht werden und gleichzeitig mit verschiedenen Lebensstilen und Lebensansichten produktiv umgehen. Ein neues Verständnis von religiöser Bildung lässt sich nur gewinnen, wenn die evangelische Kirche sich als Ziel setzt, diese verschiedenen Perspektiven vor dem Hintergrund eines persönlichen, biografischen Lern- und Entwicklungsprozesses zu integrieren.

Die Pfarrer:innen allein können diese Herausforderung kaum meistern. In Zukunft wird die evangelische Kirche noch mehr in die Fort- und Weiterbildung Ehrenamtlicher und Nebenamtlicher investieren (müssen). Ein leuchtendes Beispiel im Bereich des Verkündigungsdienstes stellt der Kirchliche Fernunterricht (KFU) der vier ostdeutschen Landeskirchen dar: Er legt großen Wert auf umfassende Kenntnis der Bibel, der Exegese, verschiedener Übersetzungen und Auslegungsmethoden. Weiterbildungsangebote zur Bibelpraxis, gerade auch mit dem Schwerpunkt Digitale Kirche, werden dringend gebraucht.

Gleichwohl: Den einen Masterplan in Sachen Kirchenentwicklung gibt es nicht. Auch nicht in Sachen Vermittlung der Bibel, ihrer Themen und Botschaften. Es geht vielmehr um Empowerment und Stärkung der Bibelpraxis – für Gemeinden, für Kirchenmitglieder und nicht zuletzt für alle, die sich schlicht als christlich verstehen möchten. ◀

Ahnung göttlicher Herrlichkeit

Der Theologe und Musiker Janis Berzins hat über Bachkantaten im Gottesdienst promoviert

Die Kantaten von Johann Sebastian Bach erfreuen sich auch nach 300 Jahren großer Beliebtheit. Passen sie heute noch in den Gottesdienst? Der Pfarrer und Kirchenmusiker Janis Berzins, 48, hat diese Frage in seiner Promotion von vielen Seiten untersucht und beleuchtet.

Irgendwann sagte mein Lehrer meiner Mutter beim Elternabend: „Der Junge muss ein Instrument lernen. Am besten eines, an dem er sich mit Händen und Füßen austoben kann.“ Schlagzeug oder Orgel schlug er vor. Schlagzeug in der Wohnung? Das ging nicht. So begann ich in der 6. Klasse mit Klavier- und Orgelunterricht. Vorher musste ich Blockflöte lernen, aber das war für mich nicht das Richtige. Aber die Tasten von Orgel und Klavier haben mich gepackt. Etwas später wurde ich Mitglied in der Singschule am Braunschweiger Dom, und als Organist spielte ich bald häufig in Gottesdiensten. Kurz vor dem Abitur führte ich mit begeisterten Freundinnen und Freunden zum ersten Mal eine Bachkantate im Gottesdienst auf. Es war die Kantate „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ“ (BWV 177). Die Wahl fiel ziemlich zufällig auf dieses Stück ohne Bass-Arie, denn einen Bass-Solisten hatten wir nicht.

Trotz dieser vielfältigen musikalischen Aktivitäten in Kindheit und Jugend wollte ich bis kurz vor dem Abitur eigentlich Chemie studieren und nicht etwa Kirchenmusik. Schließlich wurde es aber Theologie. So ging ich zum Studieren zuerst nach Bethel und dann nach Heidelberg. Musik machte



Foto: Jens Schulze

für Kirchenmusik, ob ich möglicherweise neben Theologie auch Kirchenmusik studieren konnte. Das ging, ich bestand die Aufnahmeprüfung und studierte dann acht Semester vordringlich Kirchenmusik und schloss mit dem B-Examen ab. Während dieser Zeit leitete ich einen Chor, mit dem ich mehrere Bachkantaten aufführen konnte, denn es gab in Heidelberg-Kirchheim ein ambitioniertes Laienorchester, das in den kirchlichen Räumen probte und dafür für Aufführungen zur Verfügung stand – eine Win-win-Situation.

Dann machte ich auch mein theologisches Examen und stand vor der Wahl: Pfarramt oder Kirchenmusik? Ich entschied mich für Ersteres, denn ich hatte das Ge-

fühl, es würde wesentlich komfortabler sein, als Pfarrer nebenbei Kirchenmusik zu machen, als sich – salopp gesagt – als theologisch gebildeter Kirchenmusiker mit Pfarrern herumärgern zu müssen.

So ging ich ins Vikariat in die St. Martinikirche in Braunschweig, eine sehr schöne Zeit, denn dort gab es eine großbesetzte Kirchenmusik. In meiner ersten Gemeinde in Braunlage im Harz war die Situation kirchenmusikalisch übersichtlicher. Aber auch da habe ich zweimal Bachkantaten als Projekt angeboten, bevor ich auf meine zweite Pfarrstelle kam, wieder nach Braunschweig in die Gemeinde St. Pauli-Matthäus. In diesen Jahren leitete ich dann auch einen semiprofessionellen Kammerchor, mit dem

*Irgendwann dachte ich:
„Du warst auf der Orgel
schon mal fitter ...“*

ich natürlich auch immer, aber nur nebenbei, der Hauptakzent lag auf der Theologie. In Heidelberg fiel mir dann mehr und mehr auf: „Du warst auf der Orgel schon mal fitter ...“ Und das wollte ich wieder werden. So erkundigte mich bei der Hochschule

wir eine ganze Reihe von Kantatenprojekten verwirklichen konnten.

Die vergangenen fünf Jahre war ich Studienleiter am niedersächsischen Predigerseminar in Loccum und war für die Ausbildung von Vikarinnen und Vikaren zuständig. In dieser Zeit konnte ich dann auch mein Vorhaben umsetzen, das Thema Bachkantaten im Gottesdienst, das mich nun schon eine ganze Weile begleitet hatte, in einer Promotion zu untersuchen. Ich fand mit Jochen Arnold, dem Leiter des Zentrums Gottesdienst und Kirchenmusik in Hildesheim, einen Doktorvater, der mich sehr zu dem Vorhaben ermutigte und mich dabei unterstützte.

Es gibt ja fast zweihundert geistliche Kantaten von Johann Sebastian Bach, für eine Einzeluntersuchung also wirklich ein sehr weites Feld, für fast jeden Sonntag im Kirchenjahr gibt es mehrere zur Auswahl. Eine kleine Gruppe ist sehr speziell, es sind die so genannten Ratswahlkantaten, die Bach schrieb, eine zur Einführung des Rates der Stadt Mühlhausen, wo Bach 1707/08 wirkte (BWV 71), und vier in Leipzig, wo Bach von 1723 bis zum Ende seines Lebens 1750 war (BWV 29, 69, 119, 120). Darüber hinaus noch einmal ein paar, deren Cha-

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

rakteristikum nicht ganz eindeutig ist oder deren Überlieferung und die Autorenschaft Bachs nicht ganz gesichert ist, außerdem einige, von denen nur der Text überliefert ist. Auf jeden Fall ein überschaubares, zusammenhängendes Konvolut.

In meiner Dissertation habe ich in den hinführenden Eingangsteilen zunächst die bisherige moderne theologische Bachforschung skizziert, die Möglichkeit der Verwendung von Bachkantaten im Gottesdienst im Allgemeinen erwogen und ausführlich den Kasus Ratswahl in der Barockzeit vorgestellt. Den Hauptteil meiner Arbeit macht dann die inhaltliche, musikalische und theologische Analyse der Ratswahlkantaten Bachs aus. Dann fasse ich unter der Überschrift „Gegenwärtige Folgerungen“ zusammen, was uns diese Kantaten heute noch sagen können, wo doch mit dem demokratischen Rechtsstaat eine ganz andere Obrigkeitsform existiert als zu Bachs Zeiten. Die überraschende Erkenntnis: Auch in den Texten der Barockzeit lassen sich neben viel uns heute befremdlich anmutender Obrigkeitshörigkeit durchaus auch Widerständiges und Aktuelles entdecken. Schließlich gehe ich in praktisch-theologischer Perspektive der

Frage nach, wie es um die konkrete liturgische Tauglichkeit der Ratswahlkantaten für die heutige Gottesdienstgestaltung bestellt ist, und analysiere einige Gottesdienste beziehungsweise Predigten, in denen dies in den vergangenen Jahren versucht wurde.

Insofern ist mein Buch über die Untersuchung der Ratswahlkantaten im Speziellen hinaus auch ein Kompendium, in dem sich vielfältig spiegelt, dass Johann Sebastian Kantaten auch noch nach gut 300 Jahren Menschen faszinieren und im Tiefsten anrühren, weil sie – durch die Zeiten hindurch – in der Lage sind, eine Ahnung göttlicher Herrlichkeit zu vermitteln. In diesem Monat beginne ich meinen Dienst in der Andreaskirche in Hildesheim. Auf Vorschlag des dortigen Kirchenmusikers werden wir im kommenden Jahr eine Gottesdienstreihe mit Bachkantaten angehen. Was für eine Freude!

Die Dissertation „Preise, Jerusalem, den Herrn“ – Johann Sebastian Bachs Kantaten zur Ratswahl – Historische Zusammenhänge und gegenwärtige liturgische Verwendung“ von Janis Berzins ist in diesem Jahr im Verlag Vandenhoeck und Ruprecht erschienen (siehe Rezension Seite 67). ◀

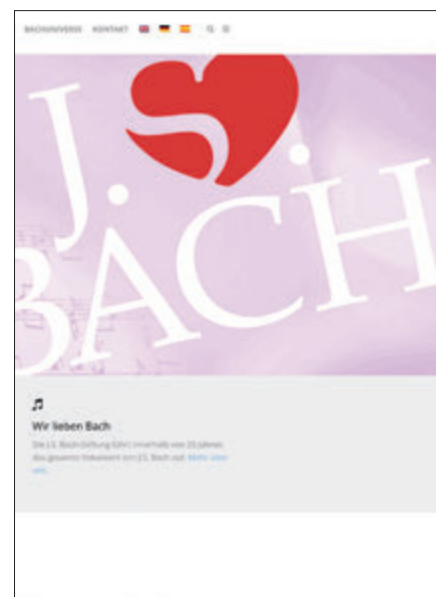
Aufgezeichnet von Reinhard Mawick

Für Sie reingeschaut

bachipedia.org

Wenn es die Digitalplattform www.bachipedia.org nicht gäbe, man müsste sie erfinden: „Eine Plattform für Kantatenliebhaber – Videos, Ton & Text rund um das Vokalwerk von Johann Sebastian Bach“ – heißt es auf der Startseite bescheiden. Gut, so kann man es natürlich auch nennen, aber real ist hier ein virtueller Schatz aus Texten, Bildern und Videos entstanden, der einmalig ist. Es sind alle Aufführungen dokumentiert, die das Weltklasse-Ensemble der J. S. Bach-Stiftung im schweizerischen St. Gallen seit 2006 realisiert hat. Bis jetzt sind gut 80 Prozent der 200 Kirchenkantaten Bachs eingespielt. Aber es gibt viel mehr: Zugänglich sind auch alle Workshops mit Rudi Lutz samt einem Theologen (seit einigen Jahren Niklaus Peter) und die geistreichen Reflexionen, die die Kantatenaufführungen der Schweizer bereichern. Welch wunderbares Projekt zwischen Leidenschaft, Wissenschaft und großer Kunst! Noch dazu alles kostenlos, da von noblen Mäzenen gesponsert, allen voran Konrad Hummler. Aber spenden darf (und soll!) man.

Weitere Infos: www.bachipedia.org



Erfolgreiche Minderheit

TRAUGOTT SCHÄCHTELE

Heilsamer Seufzer

DRITTLLETZTER SONNTAG DES
KIRCHENJAHRES, 12. NOVEMBER

Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick seufzt und in Wehen liegt ... Denn wir sind gerettet auf Hoffnung hin. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? (Römer 8,20–22.24)

Ich hoffe, also bin ich: Denn ein Großteil meines Lebens beruht darauf, dass ich auf die Wirklichkeit und die Funktionsfähigkeit von Dingen setze, die ich nicht sehe. Ja, die zunehmende Digitalisierung des Alltags macht es fast zur Regel, dass ich mit der Zuverlässigkeit von Prozessen rechne, deren Voraussetzungen ich längst nicht mehr durchschaue.

Ohne einen Vorschuss an Vertrauen, das meine Hoffnung trägt, kann ich nicht leben. Mein Arzt stellt mir ein Rezept aus, und ich nehme eine Pille ein, deren Zusammensetzung ich nicht überprüfen kann und deren Wirksamkeit sich erst noch erweisen muss. Oder ich überweise eine Spende in der Erwartung, dass das Geld den Empfänger auch erreicht. Längst vorbei sind die Zeiten, in denen Wirklichkeit nur durch persönliche Präsenz garantiert wird, und von Abläufen, die ich einsehen kann. Leben beruht immer

auf Hoffnung. Und das bedeutet, dass eine von mir ersehnte positive Wendung eintritt, auch wenn es derzeit nicht danach aussieht, ja sogar wenig dafür spricht.

Was in einer digitalisierten Welt selbst für die banalsten Abläufe des Alltags normal geworden ist, ist seit jeher der Wurzelgrund menschlichen Lebens. Aber Paulus geht das nicht weit genug. Er setzt beim Thema Hoffen ganz grundsätzlich an. Der Apostel weiß: Nicht auf die Ansicht meines Lebens kommt es an, sondern auf dessen Aussicht. Hoffen heißt dann, mit den Augen Gottes über den Horizont der Gegenwart hinauszusehen. Diese mag geprägt sein vom „Seufzen der Kreatur“, der Wahrnehmung meines Eingebundenseins in eine geschundene Schöpfung – als handelnder oder vom Handeln anderer betroffener Mensch. Aber meine Bilder der Zukunft bauen darauf, dass am Ende alles gut wird. Und genau das bringt Paulus mit seinem Plädoyer für das Hoffen zum Ausdruck. Denn Hoffen ist kein Haschen nach Wind. Was für eine atemberaubende Möglichkeit, im Glauben die Wirklichkeit der Welt, wie Gott sie gemeint hat, schon vorwegzunehmen, sie herbei zu hoffen. Und das Seufzen der Schöpfung ist der heilsame Stoßseufzer, der mit Gottes neuer Welt rechnet.

Ohne Schlupfloch

VORLETZTER SONNTAG DES
KIRCHENJAHRES, 19. NOVEMBER

Wahrlich, ich sage euch:
Was ihr nicht getan habt einem
von diesen Geringsten,
das habt ihr mir auch nicht
getan. Und sie werden
hingehen: diese zur ewigen
Strafe, aber die Gerechten
in das ewige Leben.
(Matthäus 25,45–46)



Traugott Schächtele,
Prälat i. R., Freiburg/Br.

Die Daseinsfürsorge die bei uns lange als gesichert galt, steckt in einer gewaltigen Krise. Nicht nur die Diakonie beklagt fehlende Fachkräfte in der Pflege und der Betreuung und Begleitung von Menschen in bedrängten Lebenslagen. Der Sozialstaat ist längst an seine Grenzen gestoßen. Und bei den verantwortlichen Akteuren scheint die Hilflosigkeit nicht selten stärker zu sein als die Empathie für die Betroffenen und die Einsicht in das Setzen von Prioritäten.

Viel zu lange haben wir beim Gleichnis vom Weltgericht nur die Zusage gehört, dass unser Einsatz für die Schwachen am Ende Christus selber gilt: „Das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25,40). Doch am Ende des Gleichnisses wird der Spieß umgekehrt. Der Rückzug aus der tätigen Nächstenliebe ist – theologisch gesprochen – Sünde. Die Verweigerung der im Gleichnis genannten Werke der Barmherzigkeit ist Verrat an Christus.

Mein persönlicher Einsatz für den Nächsten und die organisierte Nächstenliebe durch Krankenhäuser, Heime und andere Fürsorgeeinrichtungen können nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie bilden vielmehr zwei Seiten einer Münze. Und das Schlupfloch, dass etwas anderem der Vorrang gebührt, bietet das Gleichnis Jesu auch nicht. Dafür schildert es in drastischen Worten die Konsequenzen. Was das Gleichnis als Strafe für unterlassene Hilfe beschreibt, ist nur deren bittere Konsequenz. Noch haben wir es in der Hand, recht zu handeln, von der einen auf die andere Seite zu wechseln und dem Gericht zu entgehen.

Engagiertes Warten

TOTENSONNTAG, 26. NOVEMBER

Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt. (2. Petrus 3,13)

Mag das Kirchenjahr zu Ende gehen, wir sind noch lange nicht am Ende mit unseren Hoffnungen und unseren Möglichkeiten. Das Ende wird übertroffen von der Aussicht darauf, dass das Beste und Größte noch aussteht. Zeitlich gesehen ist der Zweite Petrusbrief uns nahe wie keine andere Schrift des Neuen Testaments, denn er ist dessen jüngste Schrift.

Wie schön, wenn das auch inhaltlich so wäre. Wenn die Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde den Maßstab unseres Glaubens, Hoffens und Handelns abgäbe, sähe die Welt womöglich ganz anders aus. Nicht ohne Grund ließen wir vor vielen Jahren in der Kirchengemeinde, in der ich damals lebte und wirkte, 2. Petrus 3,13 in die neue Gerechtigkeitsglocke eingravieren.

Wenn wir uns am Ende wähnen – und wir auf den Anfang von etwas Neuem hoffen. Wenn die Ungerechtigkeit vor aller Augen Überhand nimmt – und wir mit der Hoffnung auf eine neue, bessere Gerechtigkeit eine Gegenbewegung in Gang setzen. Wenn die Bilder des Himmels zu entgleiten drohen – und wir einfach auf den neuen Himmel Gottes vertrauen. Dass nicht nur mir das alles zu langsam geht, ist auch die Erfahrung, die der Schreiber des Zweiten Petrusbriefes macht.

Spannend finde ich, wie er das scheinbare Hinauszögern der Hilfe Gottes begründet: Gott hat Geduld mit uns, um uns die Möglichkeit der Umkehr zu bieten. Kein Wunder, dass die Altvorderen unseres Glaubens darüber debattierten, ob nicht auch die Toten noch Gelegenheit zur Umkehr haben sollten. Mit den Augen Gottes betrachtet ist auch der Tod nicht das Ende seiner Möglichkeiten, Menschen zur Umkehr zu bewegen. Eine tröstliche Vorstellung gerade am Totensonntag.

Aber einstweilen will ich mich damit zufriedengeben, dass schon auf dem engagierten Warten auf mehr Gerechtigkeit und eine bessere Welt der Segen Gottes liegt.

Unverstellte Nähe

1. ADVENT, 3. DEZEMBER

Wer darf auf des Herrn Berg gehen, und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte? Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer nicht bedacht ist auf Lüge und nicht schwört zum Trug: der wird den Segen vom Herrn empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heils. (Psalm 24,3–5)

Der 24. Psalm ist schon lange der liturgische Begleiter am Ersten Advent. Das wohl bekannteste aller Adventslieder besingt sein Motto, die geöffnete Tür. Dabei ist der Berg des Herrn ein höchst umstrittenes Stück Land. Die Frage, wer Zugang zu ihm hat, hat bis in die Gegenwart zahlreiche Konflikte verursacht und Menschenleben gekostet. Als Ort, den mehrere Religionen als heilig betrachten, ist der Wunsch, Zutritt zu ihm zu erhalten, Sehnsucht und Konflikt auslöser in einem.

Wenn man den Psalm wörtlich nimmt (der schon vor zweieinhalbtausend Jahren Teil eines „liturgischen Spiels“ beim Zutritt zum Tempelberg war), wird dort kaum ein Gedränge geherrscht haben. Denn zu hoch liegt die ethische Latte, die den Zutrittswilligen auferlegt wird: Nur wer unschuldige Hände hat und ein reines Herz und für den Lug und Trug keine Möglichkeit menschlichen Zusammenlebens sind, durfte sich dem Berg nähern, an dem man Gott so nah sein konnte wie sonst nirgends.

Dass wir dennoch nicht außen vor bleiben müssen, ist eine gute Nachricht in bedrängten Zeiten. Der Segen, den Gott auf die legt, die die Forderungen nach Recht und Gerechtigkeit in ihrem Leben und in dieser Welt zur Geltung bringen, möge uns an jedem Tag dieses neuen Kirchenjahres erreichen. Auch wenn wir immer hinter dem Maßstab eines Lebens in Gerechtigkeit zurückbleiben und die hochgelegte Latte reißen, ist uns die Nähe Gottes nicht verstellt. Die im Tempel betenden Menschen verließen sich darauf. Und der Advent ist für mich Anlass, mich auf den Weg zu dem zu begeben, an dessen Geburt wir demnächst wieder wort- und liedreich erinnert werden.

Neue Welt

2. ADVENT, 10. DEZEMBER

Siehe, ich habe vor dir eine Tür aufgetan, die niemand zuschließen kann; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort bewahrt und hast meinen Namen nicht verleugnet. (Offenbarung 3,8)

Evaluationen sind heute selbstverständlich. So bewerten wir, was bei Veranstaltungen gelungen ist oder auch nicht. Studierende bewerten ihr Lehrpersonal, und selbst nach Gottesdiensten kann man einen Rückmeldebogen ausgehändigt bekommen. Das Ziel jeder Evaluation ist zu lernen, wie man es besser machen kann.

Zu den Besonderheiten der Johannesoffenbarung gehört, dass sie sieben Evaluationen frühchristlicher Gemeinden in der Provinz Asia enthält. Und es ist Gott selbst, der den Gemeinden eine Rückmeldung gibt, die sich unter schwierigen Bedingungen bewährt haben. Die Gemeinde von Philadelphia erhält eine sehr gute Bewertung. Denn unter großem Druck von außen hat sie standgehalten. Mit ihren begrenzten Möglichkeiten, ihrer „kleinen Kraft“, hat sie das Bestmögliche erreicht. Entgegen aller Erwartung hat sie einen Prozess in Gang gesetzt, der sie als Minderheit in ihr Umfeld hinein Wirkung entfalten lässt.

Gott hat die Tür zur Welt, die die Gemeinde umgibt, weit geöffnet. Und das Bild der sich öffnenden Tür passt gut in den Advent. Als Kirche und als einzelne Christenmenschen strengen wir uns an, Gott in der Welt im Gespräch zu halten. Und das ist auch dann nicht vergeblich, wenn wir das zusehends als eine an Zahlen kleinere Kirche tun müssen. Denn es ist Gott, der immer wieder unerwartet Türen öffnet und offenhält.

Und im Fest der Geburt des unscheinbaren Kindes, das in einer Absteige im hintersten Winkel des römischen Reiches zur Welt kommt, macht Gott sich selbst zum Gleichnis seiner Rückmeldung nach Philadelphia: Auch mit kleinsten Kräften ist Großes möglich. Schon eine einzelne brennende Kerze im Fenster kann auf eine offene Tür hinweisen, hinter der eine neue Welt beginnt. Jeder Sonntag im Advent erinnert mit seinen brennenden Kerzen an diese Zukunft. ◀

Der Klang des Eigenen

Lutz Seilers poetische Annäherungen ans Göttliche

KARL TETZLAFF

Er zählt zweifellos zu den bedeutendsten deutschen Gegenwartsschriftstellern: der Dichter und Romancier Lutz Seiler. Ihm wird in diesen Tagen der Georg-Büchner-Preis verliehen, nachdem er kürzlich bereits mit dem Berliner Literaturpreis und dem Bertolt-Brecht-Literaturpreis der Stadt Augsburg ausgezeichnet wurde.

Karl Tetzlaff, Theologe und Geschäftsführer der Leucorea-Stiftung der Universität Halle-Wittenberg, findet und deutet religiöse Spuren in Seilers Werk.

Er habe „als Romancier und als Dichter zu seiner eigenen, unverwechselbaren Stimme gefunden“, schreibt die Jury des Georg-Büchner-Preises über den 2023 ausgezeichneten Lutz Seiler. Was zunächst recht allgemein klingt, hat im Falle Seilers eine besondere Bewandnis. Denn die eigene Stimme zu finden und zu bewahren, stellte für den aus der DDR stammenden Schriftsteller und Dichter eine frühe Herausforderung dar.

In einem 2001 erschienenen autobiografischen Text erinnert sich Seiler an das verpflichtende Singen von Arbeiter- und Kampfliedern im Musikunterricht. Der Zwang zum „kollektiven Gesang“ versinnbildlicht für ihn rückblickend „die Dynamik unserer Grundsituation“ im Sozialismus: „das Eingeschlossenheit des Einzelnen,

Seiler fand in der Poesie einen Ort, wo er an dieser Ich-Welt festhalten konnte.

seiner einzelnen Stimme und ihre Aufhebung in einem erzwungenen kollektiven Zusammenhang, Gleichschaltung und Isolationsgefühl“. Angesichts der staatlich betriebenen „Abwertung des einzelnen, seiner Individualität als das Mindere, nötigenfalls Verzichtbare“, sei man genötigt gewesen, „eine grundsätzlich anders geartete Welt des Ichs“ zu kultivieren „als unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft“.

Seiler fand in der Poesie einen Ort, wo er an dieser Ich-Welt trotz widriger sozialer Umstände festhalten konnte. Es sind aus seiner Sicht aber nicht die gesellschaftlichen Bedingungen allein, die den Antrieb zum Dichten freisetzen. Dem Gedicht liege vielmehr der „Glaube an einen absoluten Klang, der der Klang des Eigenen ist“, zugrunde. „Jahrelang abgelassene Melodien“ gingen in ihn ein und doch müsse er sich schließlich zum individuellen Eigenklang bilden, um Poesie zu werden. Dass dieser absolute Klang des Eigenen von Seiler zum Gegenstand eines Glaubens erklärt wird, enthebt ihn zugleich dem Bereich des Verfügens. „Gedichte“, so schreibt er deshalb, „arbeiten präzise am Nichtverbalisieren“, sie machen „eine Bewegung auf das Unsagbare hin, eine Bewegung ohne Endpunkt“. So sehr das poetische Schreiben gerade nach Seilers Auffassung auch ein Handwerk ist, so wenig bekommt es je zu fassen, was ihm zugrunde liegt.

Unfasslicher Charakter

Dass Seiler hier die um 1800 prominent gewordene Rede vom Unsagbaren oder Unaussprechlichen bemüht, führt den religiösen Glutkern seiner Dichtkunst vor Augen. Denn diese erstmals in der Goethezeit für den unfasslichen Charakter menschlicher Individualität gebrauchte Formel geht auf ein klassisches Gottesprädikat zurück. Ebenso wenig sagbar ist es demnach, was einen Menschen einzigartig und unverwechselbar macht, wie Gott in seinen Benennungen aufgeht. In der immer nur annäherungsweise zu fassenden Individualität des Menschen schlägt sich demnach die ihm selbst eignende und zugleich über sich hinausweisende Göttlichkeit nieder. Ihr gilt Seilers poetische „Bewegung ohne Endpunkt“, die durch den „Glauben an den Klang des Eigenen“ in Gang gesetzt wird.

Seine autobiografisch gefärbte Erzählung *Die Anrufung* (2005) kann als ein Versuch gelesen werden, das Aufkommen eines solchen Glaubens zu schildern. Deren



Ich-Erzähler, ein Student der Literaturwissenschaften, erinnert sich während einer mündlichen Prüfung über den Begriff des Schönen an einen in der Kindheit erlebten „Moment von Schönheit“. Damals hatte er die Angewohnheit, am Eingangstor des elterlichen Bauernhofs zu verweilen und die Namen seiner Spielgefährtinnen lauthals auszurufen. Dass sie ihn hörten und zum gemeinsamen Spiel herüberkämen, war sein illusorischer Wunsch, der aber ob der Entfernung ihres Wohnhauses niemals in Erfüllung gehen konnte. So wurde sein Rufen mehr und mehr zu einem bloßen Selbstzweck.

Dabei überkam ihn einmal „die erstaunliche Empfindung, mir selbst plötzlich nah zu sein und mich dabei klar umrissen zu fühlen. Ich hatte ein erstes Selbst-Gefühl, und die Sensation war, mit einem eigenen Körper in der Welt zu sein“. Mithin schien sein resonanzloses Rufen, das die „beiden konkreten Adressatinnen [...] überstieg“, auch die Welt um ihn herum zu verändern: „Die Anrufung errichtete ihren eigenen Echoraum, sie bewässerte die Wüste, sie baute Fachwerkhäuser mit Leuten darin, die an ihrem Tisch saßen und im Rhythmus der Anrufung wippten und lebten“. So wurde die „ganze schöne Dorfwelt“ zu einem „Selbstbildnis – nicht



Dem Romancier und Dichter Lutz Seiler (* 1963) wird am 4. November der Georg-Büchner-Preis verliehen.

Schritt durch die Tür dieses „magischen“ Orts verhielt. Was das Traföhäuschen für Seiler so magisch machte, waren das „Tönen der Elektrizität“ und die vielen von außen „aus der Luft in dieses / haus aus hart gebrannten ziegelsteinen“ hineinführenden Stromkabel. „Durch jedes dieser Kabel“, so erinnert Seiler seine kindlich-fantastische Vorstellung, „konnte eine Geschichte kommen“, die im wundersamen Surrgeräusch hinter der verbotenen Tür ihre Quelle zu haben schien.

Was die Rede von Gott hier für ihn nahelegt, ist somit das Phänomen des verborgen bleibenden Ursprungs allen Dichtens und Erzählens. Das Hervorgehen der Poesie aus dem „Nicht-Verbalisierbaren“ findet im Bild des Traföhäuschens einen passenden Ausdruck. Man kann sich dem, was darin ist, annähern, „vielleicht das Ohr an den Stahl der Tür legen“, wie es sich das Kind manchmal angstvoll traute. Weiter vorzudringen aber wäre zerstörerisch, denn es vernichtete den produktiven Zauber, den die Fantasie gerade aus dem bleibend Geheimnisvollen und Unsichtbaren zieht.

Angeregt vom eigenen Gedicht erzählt Seiler noch von einer anderen Sonntagser-

*Es war die „Zeit,
in der die Garage eine
Art Kirche war“.*

meiner Person, aber meines Sprechens, ein Spiegelbild meines Rufens, eine Antwort ohne Antwort“.

Das „Erlebnis der eigenen Stimme“, dem Seilers Ich-Erzähler hier nachgeht, ist die gelungene Umschreibung einer poetischen Annäherung ans Unaussprechliche. Für einen Augenblick stimmen Ich und Welt, wie es ausdrücklich heißt, „vollkommen überein“, gibt es keinen Unterschied mehr zwischen innerem „Selbst-Gefühl“ und äußerer Realität. Beides kommt vielmehr im schöpferischen Rufen des Ich-Erzählers zusammen und verbindet sich zu jenem „außerordentlichen Moment von Schönheit“, den das Gedicht festzuhalten versucht.

Unkontrollierbarer Eigensinn

Dass solch ein poetisches Sprechen mit eigener Stimme für Seiler aus einem Glauben entspringt, aus einer Haltung also, die auf etwas aus ist, das man nicht (nur) selbst ins Werk zu setzen vermag, bringt schon der Titel seiner Erzählung zum Ausdruck. Denn eine Anrufung, man kann hier durchaus an die gottesdienstliche Epiklese denken, ist ein Sprechakt, in dem um den unkontrollierbaren Eigensinn des Adressierten gewusst wird. So kommt es für den

Ich-Erzähler auch wie von selbst zu jener Erfahrung einer absoluten Stimmigkeit. „Aus meinem Rufen [...] war eine Anrufung geworden“, stellt er am Ende der Geschichte verblüfft fest. Ohne es direkt zu intendieren, aber auch ohne sich am vordergründig aussichtslosen Charakter seines Rufens zu stören, hat er sich darin aufs Unsagbare zubewegt, das nach Seiler das ewig unerreichte Ziel jedes Poetisierens darstellt.

Während in *Die Anrufung* ungenannt bleibt, worauf sich diese bezieht, wird Seilers am Ende der 1990er-Jahre verfasstes Gedicht „sonntags dachte ich an gott“ expliziter. Der Gedanke an Gott überkommt dessen lyrisches Ich angesichts eines Traföhäuses, das es allsonntäglich passiert: „dort / im trafo an der strasse wohnte gott. ich sah / wie er in seinem nest aus kabel enden / hockte zwischen seinen ziegelwänden / ohne fenster dort am grund / im dunkel an der strasse hinter / einer tür aus stahl / sass der liebe gott“. In einem Essay, der dieses Gedicht kommentiert, verweist Seiler auf darin eingegangene Kindheitserfahrungen. Von Traföhäusern sei er früh fasziniert gewesen, was vor allem daran lag, dass sie zu betreten als lebensgefährlich und streng verboten galt. Er habe oft wie „gelähmt von der Lust auf Übertretung“ vor ihnen gestanden, „durchströmt von den Aussichten“, die ein

fahrung. Über mehrere Jahre hinweg sei er mit seinem Vater, begleitet vom Klang der Kirchenglocken, in die Garage gezogen, um an den dort abgestellten Fahrzeugen zu werken. Keine nützliche Arbeit hätten sie dabei verrichtet, sondern eher ein festes Ritual gepflegt. Es war die „Zeit“, schreibt er, „in der die Garage eine Art Kirche war“. Nicht selten habe er nämlich dabei ein „Stadium der Andacht“ erreicht: „zwischen Zylinderkopf und Tank“ sei dann „der Blick hinaus ins Leere“ gegangen: „ich spürte in diesem Moment meine Existenz und zugleich die von etwas Anderem, Jenseitigem, das für die Augen unsichtbar bleibt.“

Seilers sonntägliche Transzendenz Erfahrung in der Garage, die zugleich das Aufkommen eines klaren Selbstgefühls beinhaltet, vollzieht sich bezeichnenderweise im

Foto: picture alliance

Rahmen einer als nutzlos geschilderten Tätigkeit. Der ritualisierte Ausbruch aus den Zweckzusammenhängen des Alltags, den Vater und Sohn vollziehen, schafft allererst die Bedingungen für das Nahekommen des ungreifbaren Göttlichen, von dem auch *Die Anrufung* handelt. Passend dazu ist „gerade die fehlende kommerzielle Verwertbarkeit“ Seiler zufolge „Voraussetzung für die abso-

Seiler versucht, das utopische Potenzial der Poesie in gemeinsame Lebensformen zu überführen.

lute Ausnahmestellung des Gedichts, für die absolute Freiheit dieses Genres, letztlich für sein, wenn man so will, utopisches Potenzial“. Seine Romane *Kruso* (2014) und *Stern III* (2020) erzählen von nichts anderem als dem Versuch, dieses utopische Potenzial der Poesie in gemeinsame Lebensformen zu überführen.

In *Kruso* findet sich am Ende der DDR-Zeit eine verschworene Gemeinschaft von Aussteigern auf der vorpommerschen Ostseeinsel Hiddensee im Gasthaus „Klausener“, wo Seiler auch einmal gearbeitet hat, zusammen. Unter geistiger Leitung des messiashaft anmutenden Kruso besorgen sie den Saisonbetrieb, wobei ihre Arbeit in Küche und Restaurant ebenfalls im Modus der Andacht ausgeführt wird. Dort am Rande der DDR, wo die dänische Insel Møn bei gutem Wetter am Horizont aufscheint, also die Verheißungen des

Westens greifbar nahe werden, entsteht so eine Art Gegenkultur der Freiheit. Ed, die Hauptfigur des Romans, gerät eher zufällig in diese Gemeinschaft hinein. Kruso, dessen „Stimme [...] die Welt in ein anderes Licht“ zu tauchen schien, lehrt ihn, „die eigene Stimme, de[n] eigenen Ton“ zu finden. „Die Insel ist der Ort“, sagt er, wo man „zu sich kommen“ kann, „wo man zurückkehrt in sich selbst, das heißt zur Natur, zur Stimme des Herzens, wie Rousseau es sagt. Niemand muss fliehen, niemand muss ertrinken. Die Insel ist die Erfahrung [...], die es ermöglicht, das Leben weiterzuleben, bis zu dem Tag, [...] an dem das Maß der Freiheit in den Herzen die Unfreiheit der Verhältnisse mit einem Schlag übersteigt“. Die innere Freiheit in unfreier Gesellschaft aufrechterhalten zu können – Krusos Versprechen soll sich über eine poetische Haltung zur Welt erfüllen. „Überall verbarg sich“ aus deren Sicht „die Möglichkeit einer Zeile, eines Worts, das stimmte. Selbst die Arbeit im Abwasch [...] konnte teilnehmen am Gedicht. Die eigene Stimme, der eigene Ton – ein Licht war das, ein Leuchtturm, an dem Ed von nun an seine Position bestimmte.“

Nach diesem in der Poesie steckenden Potenzial einer individuellen Selbstpositionierung sucht auch Carl, der Protagonist von *Stern III*. Kurz nach dem Mauerfall von den gen Westen aufgebrochenen Eltern im thüringischen Elternhaus zurückgelassen, bricht er nach Berlin auf. Dort schließt er sich einer anarchischen Gemeinschaft von

Hausbesetzern an, die in den verwaisten Wohnungen der Entflohenen hausen und eine Kneipe namens „Assel“ betreiben. Dort beginnt Carl, auch hier gibt es Parallelen zu Seilers Lebensgeschichte, zu arbeiten. „Ich gehörte dazu und konnte trotzdem allein sein“, beschreibt er den „idealen Zustand“ in dieser Gemeinschaft. Sie lässt für ihn wirklich werden, was er seit seiner „Kindheit immer wieder herzustellen versucht“ hat. In der ihm zugeteilten verlassenen Wohnung findet Carl eine Werkbank vor, an der er nach früheren poetischen Gehversuchen nun dem „absoluten Gedicht“ nahekommen strebt. Es war, heißt es, „wie etwas, das er unbedingt machen musste. [...] Eine nicht näher definierbare Macht hatte ein Kind in die Tiefe des Brunnens gestürzt, aber nun stieg es langsam wieder empor, kam näher, wurde größer, übermächtig. [...] Er musste in den Brunnen sprechen, als wären die Worte und ihr Klang für immer verloren, wenn er nicht an ihnen festhielt, so lange bis er es geschafft haben würde: das absolute Gedicht.“

Öffnende Vielfalt

Unverkennbar ist dieses Carl ergreifende Streben zugleich eine Suche nach dem eigenen Ort in der Welt – in einer nach dem Fall der Mauer deutlich komplexer gewordenen Welt. „Was willst du werden?“, die alte Lehrerfrage wurde plötzlich neu gestellt“, sagt er am Ende des Romans im Rückblick auf die Zeit um 1989. Mit der sich damals öffnenden Vielfalt an Antwortmöglichkeiten wuchs ebenso der Raum individueller Freiheit, wie die Unsicherheit anstieg. Auch in einer offenen Gesellschaft ist es herausfordernd, das je eigene individuelle Anderssein, den „Klang des Eigenen“, zu wahren. Dass Poesie und Literatur in ihrem unbedingten Bestreben, sich auf jenes Unsagbare, Göttliche in uns zubewegen, dabei immer noch und immer wieder hilfreich sein können, lässt sich von Lutz Seiler lernen. Darin liegt nicht zuletzt die bleibende Aktualität einer für sein Werk prägenden Lebenserfahrung: inmitten widrigster Gesellschaftsverhältnisse, die zum Glück nicht mehr die unseren sind, „in sich“ eine „anders geartete Welt des Ichs“ aufrechterhalten zu haben. ◀



Foto: Seebad Hiddensee

Der Leuchtturm Dornbusch, Wahrzeichen der Insel Hiddensee.

Zwei Prozent – aber so dual wie möglich

Wie eine deutsche Selbstverpflichtung im Rahmen der NATO aussehen könnte

CHRISTIAN WALTHER

Keine Frage: Der Einsatz von Milliarden und Abermilliarden zur Kriegsführung macht wütend, muss wütend machen. Was ließe sich damit nicht alles finanzieren! Und doch: Gegen einen Kriegstyranen hilft kein gutes Zureden – und keine Armee ohne Ausrüstung. Also doch: Zeitenwende. Mehr Geld für die Bundeswehr. Womöglich sogar zwei Prozent des Bruttoinlandsproduktes, wie man es sich innerhalb der NATO versprochen hat. Dabei ist ein solches Ziel schwer zu begründen, denn es heißt Sicherheit nach Kassenlage. Wenn die Wirtschaft läuft und das BIP wächst, gibt es mehr Panzer, sinkt es, müssen die Soldaten weiter auf warme Wäsche warten. Rüstungsaufwand aber sollte sich an der Bedrohungslage, also am Bedarf orientieren, nicht an willkürlich gesetzten Zielgrößen.

Wie aber ist der Bedarf? Heute, morgen und nach Putin? Denn es wird ein Leben nach Putin geben. Es wird lange dauern, bis man Russland wieder über den Weg traut – so wie es lange – bis 1973 – dauerte, bis die beiden Deutschländer in die UNO aufgenommen wurden. In dieser Zeit werden die archaischen Formen der Konfliktaustragung eines Putin nur einen Teil der Bedrohungsszenarien ausmachen.

Mit der erstmals erarbeiteten Nationalen Sicherheitsstrategie sind weitere Bedrohungen ins Blickfeld geraten: Weltraum, Cyberspace und die ganz irdischen Probleme von Hungersnot bis Klimaschutz. Dass eine Sicherheitsstrategie heute nicht mehr bloß der territorialen Verteidigung dienen darf, sollte sich herumgesprochen haben. Und die Umsetzung fängt beim Militär selbst an. Als wohl erste Armee der Welt hat die US-Armee 2022 eine Klima-Strategie veröffentlicht. Zentrale Ziele: Reduzierung des Treibhausgasausstoßes um 50 Prozent bis 2030, um 100 Prozent bis 2050. Dazu gehört ein neues Energiemanagement auf den

über fünf Millionen Hektar Land, die der US-Armee weltweit unterstehen samt aller Immobilien. Die Fahrzeugflotte jenseits der Kampfeinheiten soll bis 2035 auf E-Mobilität umgestellt werden.

Und Deutschland? Die Bundeswehr nutzt derzeit circa 1500 Liegenschaften auf etwa 2,6 Millionen Quadratmetern. Jeder Euro, der hier in thermische Sanierung, erneuerbare – und das heißt auch: autonome – Energieerzeugung investiert wird, zahlt auf das Zwei-Prozent-Ziel ein. Und die Bundeswehr weiß:

„Effizientere Energieversorgung, geringerer Energieverbrauch und alternative, klimaneutrale Energieträger reduzieren auch die Abhängigkeit und machen die Streitkräfte durchhaltefähiger.“ Die Bundeswehr kann also ihr Geld nicht nur für Raketen ausgeben, sondern auch für Photovoltaik. Beides ist militärisch sinnvoll, aber beides hat jeweils nur eine Nutzenanwendung.

Noch interessanter wird es, wenn es gelingt, Dinge zu beschaffen, die man für kriegerische Auseinandersetzungen benötigt, die man aber auch für friedliche Zwecke einsetzen kann: duale Nutzung. Ein Lazarettschiff beispielsweise oder eine fliegende Intensivstation. Heute im Hinterland eines Krieges eingesetzt, morgen in der Einflugschneise zum Erdbebengebiet. Der Airbus A400M kann diese Funktion erfüllen, ist aber eindeutig der Luftwaffe zugeordnet. Es gäbe auch andere Modelle: Die USA haben Boote, ausgestattet mit Kanone, Maschinengewehren und Hubschrauberlandedeck, die in Friedenszeiten von der US-Coast-Guard geführt werden und dem Homeland-Security-Ministerium unterstellt sind, in Kriegszeiten aber unter das Kommando des Verteidigungsministeriums

geraten. Solche Doppelunterstellungen sind selten, aber kein Einzelfall: So kann die japanische Küstenwache, die in Friedenszeiten dem Verkehrsministerium untersteht, vom Premierminister dem Verteidigungsministerium unterstellt werden. In Deutschland aber ist die Küstenwache der Bundespolizei zugeordnet und streng zivil ausgerichtet. Es geht auch anders: In Italien sind die Carabinieri – rund 100 000 Kräfte – eine Teilstreitkraft des italienischen Militärs, unterstellt dem Ministero della Difesa. Im

Alltag allerdings, wenn es um Polizeidienst geht, hat das Innenministerium das Sagen. Das ist kein Unikat: Auch Frankreichs Gendarmerie ist eine Militäreinheit.

Ähnlich die spanische Guardia Civil: Berufssoldaten im Polizeidienst. Das Gehalt kommt vom Verteidigungs-, der Einsatzbefehl vom Innenminister. Und noch etwas fällt in Spanien auf: Es gibt eine 4 000 Soldaten starke Einheit – die Unidad Militar de Emergencias –, die dem Technischen Hilfswerk ähnelt. Alle drei – Guardia, Gendarmerie und Carabinieri – gelten als paramilitärisch: Ihr Sold, ihr Benzin, ihre Kasernen, ihre Pensionen dürfen nach den Standards des Stockholmer Friedensforschungsinstituts SIPRI zur Berechnung der Verteidigungsausgaben für das Zwei-Prozent-Ziel einbezogen werden.


Ein Vorschlag zum Schluss: 50 000 neue Dienstwohnungen würden die Attraktivität des Arbeitgebers Bundeswehr erhöhen und den zivilen Wohnungsmarkt entlasten. Bei 100 Milliarden „Sondervermögen“ sollte auf der Einkaufsliste Platz dafür sein. 



Foto: Arne Sattler

Auch Frankreichs Gendarmerie ist eine Militäreinheit.

Christian Walther ist Publizist und Politologe. Im Studium hat er sich intensiv mit Sicherheitspolitik beschäftigt.

Das Herz hat keine Demenz

Gärten bringen
mehr Lebensqualität für
kranke Menschen

KLAUS SIEG (TEXT) ·
MARTIN EGBERT (FOTOS)

Ulrike Kreuer gestaltet Gärten für
Demenzkranken in ganz Deutschland.
Vor allem aber bringt sie die Menschen
damit therapeutisch in Berührung.

Ihre Brücke ist die Natur. Die
Journalisten Klaus Sieg und Martin
Egbert haben sie in Ratingen besucht.

*Natur und Garten regen die
Sinne an. An Demenz Erkrankte
finden damit ein Stück zurück
ins Leben, sie ertasten pieksiges
Heu oder weiche Gräser, schmecken
reife Beeren vom Strauch
oder pflanzen Blumen in die Erde.*



Wie unterschiedlich diese Krankheit wirkt. Eben hat Ulrike Kreuer weiße Karten und doppelseitiges Klebeband verteilt. Auf dem Tisch liegen Heu und frisches Gras, Farnspitzen, Löwenzahnblätter, Rosenblüten und Gänseblümchen. Nun ermuntert die Gartentherapeutin die Teilnehmer dazu, daraus etwas zu gestalten. Manche greifen gleich hinein in den bunten Haufen. Ein älterer Herr in blauer Trainingsjacke dagegen richtet seine Karte immer wieder parallel zur Tischkante aus. Er scheint die Ordnung zu lieben und das bunte Natur-Sammelsurium auf dem Tisch überhaupt nicht wahrzunehmen. Später wird er vorsichtig einen Grashalm aus dem Haufen ziehen und ebenfalls nach der Tischkante ausrichten. Frau Backhus dagegen friert und möchte in ihr Zimmer gebracht werden. Wie einige andere musste sie dazu überredet werden, überhaupt heraus in den Garten zu kommen. Für sie scheint die Welt draußen nur noch eine Bedrohung. Erlerntes, Erfahrenes, Vertrautes sind verblasst hinter einem grauen Schleier des Vergessens. So wie auch bei ihrer Nachbarin, sie hält zwei Karten in den Händen, die sie mit großen, ängstlichen Augen anstarrt. Nicht nur die Anregung zum Basteln scheint sie zu überfordern.

Ängstliche Augen

Bernhard Bongard dagegen umkreist die Gruppe wie ein Hütehund und haut unentwegt markige Sprüche heraus: „Ich halte mich da raus, Grünzeug kenne ich nur unter dem Rasenmäher.“ Der ehemalige Messtechniker hat Haus und Garten. Er ist fest davon überzeugt, dort bald wieder hinzukommen. Man möchte ihm zustimmen. Seine Demenz im Frühstadium ist auf den ersten Blick kaum zu erkennen. Trotzdem hat es zuhause nicht mehr geklappt.

Im St. Marien Krankenhaus und Altenheim in Ratingen können diese so unterschiedlichen Menschen mit ihren nicht weniger unterschiedlichen Krankheitsverläufen in einer offenen Wohngruppe für Demenzkranke wohnen. Oder eben im Altenheim. Andere sind in einer geschlossenen Station untergebracht. Ulrike Kreuers Angebot richtet sich an alle. Sie gestaltet Gärten für Demenzkranke in ganz Deutschland. Vor allem aber bringt sie die Menschen damit therapeutisch in Berührung. Ihre Brücke ist die Natur.

Und das nicht nur, weil viele ältere Menschen eine biografische Verbindung dazu haben, durch einen Kleingarten oder eine Kindheit auf dem Lande. „Wir und die Natur gehören zusammen.“

Ulrike Kreuer greift in ein duftendes Heubündel voller gebrochener, kitzelnder, faseriger, biegsamer, weicher aber auch pieksiger Halme. „Schon der Duft regt die Sinne an.“ Darum geht es in ihrer gartentherapeutischen Arbeit: Impulse geben für Menschen, die wie unter einer Glocke der Abwesenheit, Gleichgültigkeit, des Abdriftens und des Verlustes ihres bisherigen

Das sind Impulse für Menschen, die unter einer Glocke der Abwesenheit und Gleichgültigkeit leben.

Lebens leben. Mit den richtigen Impulsen kann dieser Schleier für einen Moment Löcher und Risse bekommen, durch die wieder etwas anderes durchscheint. Das kann sehr klein beginnen. Und den Menschen doch ein Stück wieder in sein Leben holen, zu sozialen Kontakten, Erinnerungen, Wahrnehmungen und Emotionen. „Selbst wenn jemand nur einen Grashalm an der Tischkante ausrichtet, ist das doch auch ein Zeichen für einen Impuls, der angekommen ist und aus dem sich etwas entwickeln kann“, sagt Ulrike Kreuer.

Seit vielen Jahren beschäftigt sich die Gartenbauingenieurin mit den therapeutischen Möglichkeiten von Gärten, ob für Frauenhäuser, Altenheime oder Einrichtungen für Drogenabhängige. Davor war sie einige Zeit im Entwicklungsdienst in Bolivien tätig. Mit der Gründung ihres Unternehmens „Der dritte Frühling – Gärten für Menschen mit Demenz“ legt sie nun seit rund 20 Jahren den Schwerpunkt auf diese Krankheit, die so viele Menschen und ihre Angehörigen betrifft.

Neue Gartentherapie

„Ohne Verstand“ heißt das lateinische *demens* übersetzt, aus dem sich der Begriff ableitet. Doch so einfach verhält es sich nicht. Ist die Demenz doch eine Kombination sehr verschiedener Symptome des zunehmenden Abbaus kognitiver, emotionaler oder sozialer Fähigkeiten. Und das mit sehr unterschiedlichen Ausprägungen. Auch befällt sie mitnichten ausschließlich ältere Menschen.

Ulrike Kreuer geht auf jeden ein, geduldig, genau, einfühlsam, mit Humor, Geschicklichkeit und grünem Daumen. Sie bündelt Heu zu einer struppigen Wurst, die sie Margret Pooschke in die Hand drückt. Auch Margret Pooschke wollte anfangs nicht mitmachen, saß zusammengesunken und teilnahmslos in ihrem Rollstuhl und starrte vor sich hin ins Leere. Trotzdem ist sie geblieben. Nach einer Weile dann betastete sie vorsichtig und wie in Zeitlupe die Blumenkarte einer anderen Teilnehmerin, die diese schnell und zielstrebig gestaltet hatte. Ulrike Kreuer hatte das beobachtet und nutzt dieses Fenster. Margret Pooschke beginnt die Heuwurst zu betasten und wird immer lebendiger. Wenig später scheint der graue Schleier wie weggezogen. Geschichten und Anekdoten sprudeln aus ihr heraus, Lustiges und Schönes, aber auch Bitteres und Traumatisches. Die beiden stellen ihre gemeinsame Herkunft aus der Eifel fest, nehmen sich in den Arm, reden und lachen. Margret Pooschke wirkt wie wachgeküsst, sie hat wieder ein Verhältnis zu sich, erkennt sich wieder und erinnert sich an ihre Beziehungen zu Menschen. Aufgedreht erzählt sie von Nachmittagen auf dem Heuboden und von ihren Geschwistern, während sie weiter die Heuwurst knetet. Dass daraus später eine Vogelscheuche für den Garten werden soll, spielt schon lange keine Rolle mehr. „Von den gärtnerischen Aufgaben her wäre ich hier nach zwei Stunden fertig“, sagt Ulrike Kreuer schmunzelnd.

Nachmittage auf dem Dachboden

Ulrike Kreuer kommt von außen. Sie muss keine pflegerischen Aufgaben erfüllen, hat einen unverstellten Blick. Sie kann Situationen laufen lassen, ohne zu früh einzugreifen, verfügt über eine große Empathie. Auch deshalb kann sie so gut Impulse geben. Und sie sprudelt über vor Ideen. Sogar über Nacht gezeltet hat sie schon einmal auf dem Gelände eines Altenheimes. In der ansonsten bleischweren Zeit am Abend, nach dem in solchen Einrichtungen üblichen frühen Essen, sind die Bewohner, anstatt auf ihren Zimmern zu bleiben, in den Garten heruntergekommen, um zu erkunden, was vor sich geht. Schnell kamen die Erinnerungen an Zeltlager und Urlaube auf dem Campingplatz und damit an ein Stück eigener, an die Demenz verlorener Geschichte. „Das Herz hat keine Demenz“, sagt Ulrike Kreuer.

Wie aber gestaltet sie eigentlich einen Garten für Demenzkranke? Vorbei an einem Anhänger voller Neupflanzen und großen Haufen mit Mulch und Mutterboden führt sie in den 600 Quadratmeter großen Garten des Innenhofes der Einrichtung. Ulrike Kreuer drückt eine Tür auf und breitet die Arme aus. „Der Garten sollte sich offen ausbreiten, leicht zugänglich sein und eine einfache Orientierung bieten.“ In der Mitte plätschert ein Bach, ein Rundweg führt entlang von Beeten voller sinnlicher Anregungen. Thymian, Salbei oder Rosmarin duften intensiv. Im Vorbeigehen fährt Ulrike Kreuer mit der geöffneten Hand durch Gräser, Farne und andere Pflanzen mit gefiederten Blättern. Wie unterschiedlich sie sich anfühlen. Ein Hochbeet mit zehn Sorten Minze,

Ein Hochbeet mit Minze, Schnittlauch und Erdbeeren lädt zum Naschen ein.

Schnittlauch, Erdbeeren und vielen anderen Esspflanzen lädt zum Naschen ein, so wie auch die verschiedenen Beerensträucher. Für einen früheren Hochschulprofessor die einzige wirksame Anregung. Er ist Anfang sechzig und an frontotemporaler Demenz erkrankt. Diese seltene Form kann früh auftreten, sie verändert Persönlichkeit und soziales Verhalten. Nur widerwillig lässt er sich von einem Pfleger zusammen mit einer anderen Patientin in den Garten führen, verharrt mit verrenktem Körper am Rande, strätzt mit ungelinkten Bewegungen davon, um abrupt wieder irgendwo stehen zu bleiben. Dann stellt er sich vor Ulrike Kreuer, Gesicht zu Gesicht, und starrt sie an. Die Gartentherapeutin nimmt eine Himbeere und schiebt sie ihm in den Mund. Neugierig beginnt der Mann zu kauen. Für einen Moment scheint seine manische Unruhe unterbrochen. Vielleicht spürt er Glück oder erinnert sich an ein geselliges Essen. „Manchmal muss ich einfach darauf vertrauen, dass die Natur wirkt“, sagt Ulrike Kreuer.

Am Nachmittag dann gibt es wieder Aktion für einen größeren Kreis Bewohner, die nach Kaffee und Kuchen herausgekommen sind. Die Neupflanzen vom Anhänger sollen in die Beete. Heu zum Binden von Erntekränzen liegt auf einem Tisch bereit. Ulrike Kreuer setzt sich auf eine der Bänke.





„Ich warte ab, damit die Menschen initiativ werden können“, erklärt sie entspannt und fügt lächelnd hinzu: „Kann aber auch sein, dass ich um 17 Uhr die ganze Arbeit alleine machen muss.“

Danach sieht es nicht aus. Bernhard Bongard, der ehemalige Messtechniker, nimmt eine der Hacken und beginnt Mutterboden und Dünger zu verteilen. Natürlich nicht, ohne eine ganze Salve kerniger Sprüche abzufeuern. Am Tisch sitzt Marith Böcker. Früher hätte man sie tüdelig, vergesslich oder verkalkt genannt. Aber mit guter Laune. „Herrlich, ich bin an der frischen Luft und habe etwas zu tun“, ruft

sie begeistert aus. Dann hält sie ihrer Nachbarin ihren Kranz hin, damit diese ihn mit einem Band umwickelt. „Können wir auch noch etwas anderes flechten, ein Herz zum Beispiel?“ Schnell steigen andere Damen an ihrem Tisch mit ein.

Nicht weit davon führt Helmut Pollak seinen gleichnamigen Vater an der Hand zum Beet. Die beiden wollen Pflanzen setzen. Der Vater schneidet die Wurzelballen auf, der Sohn gräbt die Löcher. „Ist das so tief genug?“, fragt er den Vater. Der gibt mit sehr leiser und zittriger Stimme Anweisungen. Sie sind eingespielt. Früher haben die beiden zusammen im Garten ihres Einfami-

Vielleicht spüren die Menschen Glück im Garten oder erinnern sich an ein geselliges Essen.



lienhauses gegärtnert. Trotz der Demenz und Pflegebedürftigkeit des Vaters lebt die alte Rollenverteilung für diesen Moment wieder auf. „Seit 1960 haben meine Eltern in ihrem Haus gewohnt“, erklärt der Sohn. Erst seit kurzem lässt sich das nicht mehr aufrechterhalten. Die Mutter liegt auf der Palliativstation des Krankenhauses. Der demente Vater kann nicht alleine leben. Nun sitzen Vater und Sohn meistens gemeinsam am Sterbebett der Mutter. Das Gärtnern tut ihnen sichtlich gut. „Wir machen das beste aus dieser schwierigen Zeit“, sagt der Sohn und klopft sich die Erde von der hellen Hose. Er hatte nicht damit gerechnet, dass er hier heute bei seinem Besuch mit seinem Vater die Hände in die Erde stecken würde.

Beim Aufräumen am späten Nachmittag beteiligen sich viele der Bewohner. Selbst einige der sehr abwesend wirkenden greifen zum Besen und fegen das restliche Heu zusammen. „Das will ich erreichen“, sagt Ulrike Kreuer. Die beiden Helmut verabschieden sich, um wieder zur Mutter zu gehen. Natürlich kann das Gärtnern ihnen nicht die Schwere dieser Zeit nehmen. Aber es hat für einen kurzen Moment den grauen Schleier von ihrem Leben gezogen. ◀

Die Beete im Garten werden unter Anleitung von Ulrike Kreuer bepflanzt.



Völlig daneben

*Hans-Jürgen Benedict,
Professor em. aus Hamburg, zu
Eberhard Pausch „Atonales Denken“
(zz 9/2023):*

Leider reproduziert der Artikel einige Vorurteile und Verdächtigungen gegenüber Adorno, die aus einem Würdigungstext zum 120. Geburtstag Adornos eher einen Schmähartikel machen. So wertet Pausch Adornos Dissertation und auch seinen ersten Habilitationsversuch ab, auf die zweite bei Paul Tillich – „Kierkegaard. Die Konstruktion des Ästhetischen“ – wird überhaupt nicht eingegangen. Adorno wird des Weiteren als macht-hungriger Intrigant gegenüber anderen Mitarbeitern des Instituts für Sozialforschung dargestellt. Er sei „kein angenehmer Kollege“ gewesen. Dass Adorno entscheidend an der wichtigen Autoritätsstudie mitarbeitete, wird nicht erwähnt. Zwar kann man den extrem negativen Aufklärungsbegriff in der „Dialektik der Aufklärung“ kritisieren, muss aber doch gerade Adornos und Horkheimers Analyse der Kulturindustrie in der spätkapitalistischen Gesellschaft als wichtigen Beitrag zur Gesellschaftsanalyse ansehen. Jedenfalls wurde sie eine wichtige Erkenntnisquelle für die Studentenbewegung und die neue Linke. (...) Adornos Rolle als wichtiger Intellektueller der jungen Bundesrepublik wird nur gestreift. Von ihm stammte der wichtige Aufsatz „Was heißt Aufarbeitung der Vergangenheit?“, der schon vor dem Auschwitz-Prozess wichtige Konsequenzen aus der Shoah für die politische Erziehung zog. Im Jargon der Eigentlichkeit zeigte Adorno das Fortleben Heideggerscher Sprache im philosophischen und öffentlichen Diskurs. Immerhin muss Pausch zähneknirschend anerkennen, dass an Adornos Kritik der heideggerschen Fundamentalontologie und ihrer faschistischen Substanz wohl doch etwas dran ist. Völlig daneben liegt Pauschs Kritik an Adornos „extrem elitärer Auffassung von Kunst und Musik“. Mehr noch

als Philosoph und Soziologe war Adorno ein herausragender Musiksoziologe und Theoretiker. Mit einem verkürzenden Verweis auf den Jazz-Aufsatz (verkürzt zu Jazz, Hatz, Kastationsangst) ist Adornos Bedeutung als Musiktheoretiker in keiner Weise erfasst. Adorno hat hunderte von Aufsätzen über musikalische Werke der Klassik, der Romantik, der neuen Wiener Schule und der zeitgenössischen Musik verfasst, dazu die Philosophie der neuen Musik und die Monographien über Wagner, Gustav Mahler und Alban Berg. Seiner musikalischen Kennerschaft, die er Thomas Mann uneigennützig anbot, verdanken wir im Doktor Faustus das wunderbare Kapitel über den letzten Satz, die Arietta, in Beethovens Klaversonate opus 111. Adorno schrieb auch gut verständliche kleine Aufsätze für die Programmhefte deutscher Staatsopern, zum Beispiel über Zerlina in Mozarts *Don Giovanni*. (...) Schließlich unterschlägt Pausch den negativen Messianismus von Adornos Werk, der doch für die Theologie zumindest eine Herausforderung sein sollte. „Dass keine Metaphysik möglich sei, wird zur letzten“, heißt es im Mahler-Buch über den letzten Satz „Abschied“ aus dem „Lied der Erde“. Oder: Verantwortbare Philosophie heute „wäre der Versuch, alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung aus sich darstellten“, so im letzten Aphorismus der *Minima Moralia*. Mir war Adornos Satz, „Perspektiven müssten hergestellt werden, in denen die Welt ähnlich sich versetzt, verfremdet, ihre Risse und Schründe offenbart, wie sie einmal als bedürftig

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

und entstellt im Messianischen Lichte daliegen wird,“ stets eine Herausforderung, genauer im Sinne einer leidens-empfindlichen Theologie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu schauen. Hans-Jürgen Benedict

Heilsames Stolpern

*Christian Buchholz,
Schuldekan i. R. aus Dürnau, zum
Interview mit Ralph Kunz
„Stolperer, nicht Leistungssportler“
(zz 8/2023):*

Ralph Kunz beschreibt im Interview zu Recht die vielschichtigen Hintergründe und Konnotationen des modernen Pilgerns. Die heilswirksame Bedeutung des Pilgerns ist Gott sei Dank (und der Reformation gedankt!) obsolet geworden. Aber das „diffuse spirituelle Phänomen“ (so Kunz) darf nicht missachtet werden, weil sich dahinter ein wichtiges religiöses (und damit evangelisches) Moment verbirgt: Die unvergessene Dorothee Sölle hat schon mit ihrem dialektischen Zusammenspiel von „Mystik und Widerstand“ diese Diffusivität benannt. Auch der große Kirchentagsredner Jörg Zink trägt mit „Dornen können Rosen tragen“ dazu bei. Und die Gemeinschaft von Taizé („Kampf und Kontemplation“) kann dem pilgernden Gottesvolk bis heute das protestantische „Stolpern“ beibringen. Schon 1999 haben wir beim damaligen Stuttgarter Kirchentag einen modernen evangelischen Pilgerweg „zelebriert“: Die Wirkungsorte von Christoph Blumhardt (1842–1919) wurden begangen, besungen und bedacht. Wo zur spirituellen Erfahrung die intellektuelle und aktive Seite hinzutritt, da ist Nachfolge Christi möglich und sichtbar. Deshalb ist auch der differenzierte Verweis von Kunz auf das Pilgern nach Auschwitz berechtigt: „Pilgern an unheilige Orte ist eine Form der Umkehr und des Gedenkens ...“ So kann stolperndes Pilgern heilsam werden. Die Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz ist seit Jahrzehnten ein bedeutsamer Ort dafür. Christian Buchholz

Paragraf 218 im Diskurs

Evangelische Kirche justiert ihre Position zu Schwangerschaftsabbrüchen neu

KATHRIN JÜTTE

Die Regierungskoalition will noch in dieser Legislaturperiode den Paragrafen 218 im Strafgesetzbuch, der Schwangerschaftsabbrüche regelt, überprüfen. Nun haben der Rat der EKD und auch die Evangelischen Frauen in Deutschland e. V. ihre Stellungnahmen dazu veröffentlicht.

Es ist ein anspruchsvoller Plan, den die Regierungskoalition verfolgt. Denn sie will noch in dieser Legislaturperiode die „Regulierungen für den Schwangerschaftsabbruch außerhalb des Strafgesetzbuches“ prüfen. So steht es zumindest im Koalitionsvertrag im Kapitel „Reproduktive Selbstbestimmung“. Dazu hat die Regierung im Frühjahr eine Kommission eingesetzt, die aus 18 Expertinnen und Experten aus den Arbeitsfeldern Medizin, Recht und Ethik zusammengesetzt ist. Sie soll rund ein Jahr beraten und hat keine Experten aus den Kirchen berufen. Diese sind allerdings neben einer Vielzahl von Verbänden und Organisationen, wie die Bundesärztekammer und, der deutsche Juristinnenbund, aufgerufen, ihre Stellungnahme bei der Kommission einzureichen.

Die EKD tritt für eine „abgestufte Fristenkonzepktion“ ein.

In Deutschland dürfte das Ergebnis eine der größten gesellschaftlichen Debatten dieser Regierungszeit auslösen. Die einen empören sich, dass Schwangerschaftsabbrüche generell rechtswidrig sind. Andere sehen keinen Handlungsbedarf, den Mitte der Neunzigerjahre erzielten Kompromiss zu verändern. Zur Erinnerung: Nach der deutschen Einheit und einem Urteilspruch aus Karlsruhe beschließt der Bundestag eine Reform des Paragrafen 218, die 1995 umgesetzt wird: Nach einer Pflichtberatung darf der Abbruch in den ersten zwölf Wochen zwar „straflos“ bleiben, gilt aber weiter als „rechtswidrig“, also als Verstoß gegen die Rechtsordnung. Darüber hinaus ist der Ab-

bruch rechtmäßig, wenn es dafür bestimmte medizinische Gründe gibt oder das Kind aufgrund einer Vergewaltigung entstanden ist. Grundsätzlich gibt es keine Kostenübernahme der Krankenkassen von rechtswidrigen Eingriffen.

Mitte Oktober veröffentlichte nun der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland seine für die von der Bundesregierung eingerichtete Kommission verfasste Stellungnahme, die deutlich von der früheren Position und der jetzigen Rechtspraxis abweicht. Zwar hält der EKD-Rat an einer verpflichtenden Beratung fest, doch tritt er jetzt für „Regulierungen des Schwangerschaftsabbruchs für bestimmte Konstellationen auch außerhalb des Strafrechts“ ein. Das heißt für „eine abgestufte Fristenkonzepktion mit Unterscheidung verschiedener Schwangerschaftsstadien“. In der Stellungnahme ist von zwei Zeiträumen als Orientierung die Rede. „Ab der extrauterinen Lebensfähigkeit, die sich zwar nicht exakt datieren lässt, aber üblicherweise bei der 22. Schwangerschaftswoche p. c. angesetzt wird, sollte ein Schwangerschaftsabbruch strafrechtlich geregelt und nur in klar definierten Ausnahmefällen zulässig sein“, heißt es in der Stellungnahme.

Des Weiteren sei auszuloten, wie viel Zeit der Schwangeren minimal eingeräumt werden sollte, um eine verantwortliche Entscheidung zu treffen. Eine Frist, in der strafrechtliche Regelungen nicht greifen, könnten die ersten zwölf Wochen sein.

Und auch die Begründung ist neu: Die Schwangerschaft erfordere Regelungen, „die sich nicht rein analog zu Ansprüchen zweier grundsätzlich selbstständiger Individuen gegeneinander bemessen lassen“. Dabei sei von einer kontinuierlichen Zunahme des Lebensrechts des Ungeborenen und der Schutzpflicht ihm gegenüber im Verlauf der Schwangerschaft auszugehen. Die EKD begründet die „Fortschreibung“ ihrer Position damit, dass sie eine gesellschaftliche Position berücksichtige, die die Perspektive der schwangeren Person und ihre reproduktiven Rechte stärker in den Blick nehme und auch im internationalen Recht Ausdruck gefunden habe. Bemerkenswert ist auch die

Positionierung der Evangelischen Frauen in Deutschland. Angelika Weigt-Blätgen, die Vorsitzende des Dachverbandes von 37 Mitgliedsorganisationen, begrüßt zwar die EKD-Stellungnahme und die geforderte teilweise Streichung des Paragrafen 218. Aber anders als die EKD hatten sich die Evangelischen Frauen auf ihrer vergangenen Mitgliederversammlung dafür ausgesprochen, den Paragrafen 218 gänzlich aus dem Strafgesetzbuch zu entfernen. In einem Beschluss heißt es: „Das Schwangerschaftskonfliktgesetz könnte um eine Fristenregelung außerhalb des Strafgesetzbuchs ergänzt werden.“

Paternalistische Haltung

Die Delegierten der 37 Mitgliedsorganisationen betonen außerdem den Rechtsanspruch der Schwangeren auf eine „qualitative, ergebnisoffene, kostenfreie und barrierearme Schwangerschafts(konflikt)beratung“. „Wir wenden uns jedoch weiter gegen eine Beratungspflicht, weil sie eine paternalistische, von Misstrauen gegenüber der Entscheidungsfähigkeit von Frauen geprägte Haltung zum Ausdruck bringt“, erklärt Weigt-Blätgen gegenüber *zeitzeichen*. Gleichzeitig fordert die Theologin einen weiteren Ausbau der Beratungsangebote.

Was die von der EKD beschriebene Fristenkonzepktion betrifft, mahnt Weigt-Blätgen zur Vorsicht. „Bevor eine Lebensfähigkeit bei der 22. Schwangerschaftswoche festgesetzt wird, sollte weitere Expertise von Ärztinnen und Pränataldiagnostikern eingeholt werden“, so die Vorsitzende. In jedem Fall gibt es Diskussionsbedarf. Deshalb betont die EKD, wie wichtig ein „breiter und inklusiver Diskurs“ sei. Und so sollen in den Prozess eine Vielzahl von Perspektiven und Positionen einfließen, „insbesondere die Sichtweise der betroffenen Frauen“. ◀

WEITERE INFORMATIONEN

www.zeitzeichen.net/node/10739

www.ekd.de/stellungnahme-zur-regelung-zum-schwangerschaftsabbruch-80903.htm

Kostbares Kristall

Eine besondere Aneignung



Bastian Stein & Hathor Consort:
Aries Point.
outhere, OTN
635, 2020.

Musikalische Dialoge können sehr verschieden sein – zwischen Instrumenten oder Epochen, Genres oder Sparten. Spannend werden sie, wenn sich über das gegenseitige Porträt hinaus tatsächlich ein Gespräch entspinnt, eine gegenseitige Inspiration, die Altes neu hörbar werden lässt und Neues ermöglicht. Das gelingt dieser CD auf ganz intime, pointierte Art und Weise. Überschrieben ist sie mit *ARIES POINT*: Widderpunkt, was den Frühlingspunkt, den astronomischen Frühlingsanfang bezeichnet – die Tagundnachtgleiche, wenn die Sonne aus dem Süden nach Norden wandert. Ein Nullpunkt, der im Herbst in der Waage wiederkehrt.

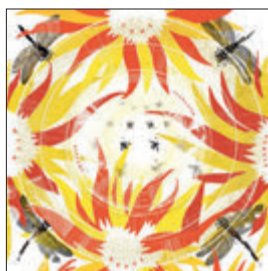
Die Musik dieser CD, die diesen Moment aller Möglichkeiten wie ein kostbares Kristall in sich trägt, stammt von dem Trompeter Bastian Stein, zunächst klassisch ausgebildet und heuer einer der interessantesten und wandlungsreichsten Vertreter des modernen Jazz der neuen Generation nach Chet Baker und Miles Davis. Begleitet wird er hier von Ronny Graupe, Gitarre, und David Helm, Bass, die unter anderem in „Fantasie“ und „Ljubljana“ ihre geballte Spielfreude fingerfertig filigran unter Beweis stellen. Bastian Steins eigentlicher Dialogpartner dieser CD aber könnte ob seiner Andersartigkeit spannender kaum sein: Es ist das Hathor Consort, ein Gamben-Ensemble, das sich vor allem der Alten Musik widmet und unter anderem große Erfolge mit der Interpretation der Werke von John Dowland feierte: Romina Lischka – Diskantgambe, Nicholas Milne – Tenorgambe, Irene Klein – Bassgambe. Was schon die Lebendigkeit der ersten Aufnahme des Hathor Consorts wesentlich bestimmte, ist eine der Gelingensgrundlagen für das Zusammentreffen mit Bastian Stein: das sängerische Verständnis, das Atmen der Bögen, das Sängeri:innen und Bläser:innen

aneinanderbindet und einen Wesenszug aller Musik markiert. Damit geraten gleich die ersten Takte dieser CD mit „Burton“ zu einem Aha-Erlebnis, lassen aufhorchen und staunen, wie die Instrumente einander in Bewegung und Resonanz bringen, wie die Gamben singen und die Trompete dazu tanzt. Es ist verblüffend, wie es Bastian Stein kompositorisch gelingt, den Gamben ihr traditionelles Klang- und Technikfeld in aller Schönheit, wie sie in der Alten Musik aufscheint, zuzugestehen, ihre Wurzeln affektreich in Szene zu setzen und gleichzeitig auszuloten, was da noch geht ... an ungewohnter Klanglichkeit, an rhythmischer Finesse – vor allem aber an partnerschaftlicher Offenheit für Grenzgänge, wenn es um das Miteinander geht. Jedem tiefen gemeinsamen Atmer folgt eine Begegnung der besonderen Art, ein gegenseitiges Kennenlernen und Öffnen, ein Losstürmen und Innehalten, wie es nur gelingt, wenn es von wirklicher Neugierde und Wahrhaftigkeit getragen wird – durchscheinend etwa in „2+1“, im luzide bewegten, zugleich von großer Durchsichtigkeit geprägten „Zwischen“ oder „Freihändig“. Lassen Sie sich das geschehen: Es ist eine Einladung.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Immer großzügig

Die Neue von Alabaster DePlume



Alabaster DePlume:
Come With Fierce Grace.
International Anthem/Indigo
2023.

Spektakel und Sonderangebote ziehen noch am ehesten die Massen an. Absturz-, oder sonstige Unglücksstellen wie Hinrichtungen, wo sie noch geboten werden, wimmeln rasch vor Publikum. Da fragt man sich bei einem so warmen, zugleich zärtlichen wie kraftvollen Album wie *Come With Fierce Grace* dann schon, was einen hier unvermittelt stehen bleiben, sich hinsetzen und wohlfühlen lässt. Das Geheimnis steckt auch in der Entstehung. Auf den Titel kam Alabaster DePlume durch einen Fan, der ihn

bat, Menschen zu ermutigen *to come with fierce grace* (deutsch: mit grimmiger Anmut zu kommen).

Was das heißen mag, spiegelt die Musik. Sie verdankt der Saxophonist, „Spoken-Word-Artist“ oder „Spoken Word Artist“ und Gesamtkunstwerker den Aufnahmen zum gelobten Vorgänger *Gold* (2022). Über Wochen hatte er Musiker aus Londons vitaler Jazzszene zu Sessions in das Kulturzentrum Total Refreshment Centre geladen, mit denen er die Stücke entwickelte. Spontane Komposition, die auf dem Aufeinander-Achten im Moment beruht. Das ist diesem Begegnungskünstler wichtig, der bürgerlich Gus Fairbairn heißt und so an seinen Kunstkampfnamen kam: Jemand rief ihm aus einem fahrenden Auto etwas zu. Lautlich dürfte da Bastard dabei gewesen sein, was er aber zu Alabaster formte. Negatives umkehren, von dem die Welt genug bietet, gehört eben zu seinem Ansatz. Jedenfalls blieb bei den *Gold*-Sessions starkes Material über, das er nun trefflich ergänzte.

Eine Reste-Platte ist *Come With Fierce Grace* jedoch nicht. Die zwölf Tracks, meist Instrumentals, bilden eine runde Suite, die sich nach dem ersten Eindruck von Reduktion, Spiritual Core und Leichtigkeit nach und nach in ihrer ganzen Tiefe und zudem mit ordentlichem Groove offenbart. Seine kreisenden und getupften, durchweg warmen Sax-Melodien changieren zwischen offener Landschaft und Tempelrain. Sie führen stets ins Erstaunliche. Man mag funkelnde afrikanische Rhythmen, Oriental-Soundfarben und Jazz-Tradition darin wiedererkennen. Die Spanne umfasst souliges Understatement, repetitive Meditation oder trickreiche Rhythmuswechsel ebenso wie Kammerquartett und Easy-Listening-Flair, jedoch mit cinemascopeischer Filmscore-Eleganz.

Am Ende steht das Gedicht *Broken Again*. Dringlich, introvertiert. Der schreiende Sound ist feierlich, aber groovy und zugewandt, engagé. DePlume schafft so Miniaturen, die immens wirksam sind. Shout and response als synchrone Virtuosität der Aufmerksamkeit, des sich Einlassens ist dabei stilistisches Prinzip. Aufeinander achten eben, oder: Rede, damit ich dich sehe, wie es in der antiken Rhetorik heißt, was hier indes auch gleichzeitig geht und mitreißend intensiv gelingt. *Come With Fierce Grace* ist insofern Spektakel des erfüllten Augenblicks. Ein großartiges Album, von dem sich zehren lässt.

UDO FEIST

Briefvergnügen

Kunstvolle Schreibkultur



Barbara Breysach (Hg.):
„Eine Armee haben wie ein General.“
Audio Verlag, Berlin 2022,
141 Minuten.

Die Briefe der Rahel Varnhagen (1771–1833) sind berühmt. Sie zeugen von einer radikalen Selbstdenkerin, die auf besondere Weise Spontaneität mit Tief Sinn zu verbinden wusste. Damit hat sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts viele Geistesgrößen bezaubert. Dabei war ihr Freiheitswille immer mit Schmerz verbunden: Zeit ihres Lebens litt sie nicht nur unter den Grenzen, die ihr als Frau und Jüdin aufgezwungen waren, sondern auch unter der Borniertheit ihrer Zeitgenossen. Angemessene Einflussmöglichkeiten blieben ihr versagt.

Wie modern sie in ihrer Fähigkeit zur Selbstanalyse war, wie fern uns aber auch heute ihre kunstvolle Briefliteratur gerückt ist, lässt sich mit dem Hörbuch erleben, in dem eine Auswahl ihrer Briefe als Lesung neu aufgelegt worden ist. Es handelt sich um die gekürzte Fassung einer Produktion des rbb (damals: SFB) aus dem Jahr 1985.

Man staunt: Was damals noch im Radio möglich war! Nebenbei hören ist hier unmöglich. Rahels verwinkelte Sätze fordern Konzentration und, um alles zu verstehen, geht es auch nicht ohne *Wikipedia*. Zusammengestellt wurde die Auswahl klug, aber auch herausfordernd von der Varnhagen-Forscherin Barbara Breysach. Ihr ging es wohl vor allem darum zu zeigen, welche besondere Rolle Rahel für ihre Briefpartner spielte: Kluge Trösterin war sie für den in Ungnade gefallenen Legationsrat Oelsner, der ihre „Weltweisheit“ bewunderte, eine innig Vertraute für die leichtlebige Schönheit Pauline Wiesel, Herzensfreundin und Beichtmutter für den alternden Friedrich Gentz. Es empfiehlt sich, das Briefvergnügen zusammen mit einer Rahel-Biografie zu genießen.

ANGELIKA OBERT

Schonungslos

Mimi Fiedlers Suchtgeschichte



Mimi:
Trinkerbelle – Mein Leben im Rausch.
Droemer-Knaur-Verlag, München 2023,
256 Seiten,
Euro 18,-.

T*rinkerbelle* ist die Geschichte der ehemaligen Schauspielerin Mimi Fiedler und ihrer Alkoholsucht. Doch es dauert 80 Seiten, bevor sie ihren ersten Vollrausch erlebt, mit 14, animiert von einer Nachbars-tochter auf einer privaten Silvesterfeier, scheinbar aus Übermut und Langeweile. Zum ersten Mal trinkt Mimi sich in ihr „Ghost Kingdom“, in die Welt, in der sie die Heldin ist. „Da gibt es nur mich und meinen Thron. Und dort sitze ich, unbesiegt und abseits von der realen Welt, die mich mit dem gewetzten Messer bedroht.“ Was genau sie bedroht, ist noch nicht ganz klar, trotz der ausführlichen Schilderung der Familiengeschichte auf den vorherigen Seiten. Sie reicht bis zurück zum Urgroßvater Ivan, Ende des 19. Jahrhunderts im damaligen Königreich Dalmatien, heute eine Region in Kroatien. Doch schon hier blitzt das Thema auf, das mehrere Generationen der Familie beschäftigen wird: Schuld, oder besser ein Schuldgefühl, für das es keinen Grund gibt. Denn es war nicht das Gebet der Großmutter, das den Urgroßvater bei einem Unfall hat sterben lassen. Ebenso wie Mimis Schwester nicht todkrank wurde, weil sie, als glückliches Einzelkind, Jesus und Maria gebeten hat, sie lieber nicht zur Welt kommen zu lassen. Die Schwester überlebt, das Schuldgefühl bleibt – gewiss ein Treiber hinein in die Sucht.

Der zweite, wahrscheinlich noch stärkere Grund für den Sturz in die Sucht und die ständigen Vernebelungen durch den Alkohol war der als Kind erlebte sexuelle Missbrauch, jahrzehntelang verdrängt und irgendwann wieder im Bewusstsein. Im Buch ist dieser Rückblick auf die Tat eine

der beeindruckend geschriebenen Stellen, die Mimi Fiedlers versierten Umgang mit Sprache zeigen. Sie nutzt nur das perfide Bild des Täters für das, was Mimi an ihm tun soll. Doch es ist alles bestürzend eindeutig. Der Täter wiederum nutzt ihr Schuldgefühl, das, wie beschrieben, schnell zu wecken ist. Und er entgeht leider der Konfrontation mit der Tat durch Mimi Jahrzehnte später.

Es ist eine zentrale Stelle in dem Buch, das aber vor allem durch die schonungslosen Berichte über vollgepinkelte Unterhosen, stinkenden Atem und Löcher in der Seele nach jedem Alkoholexzess beeindruckt. Dabei kennt man Mimi Fiedler doch als schöne TV-Schauspielerin, etwa aus dem Stuttgarter „Tatort“. Aber das ewige Rollenspiel ist Teil des Problems. So auch bei einem Date mit einem reichen Mann, das verheißungsvoll beginnt und im Desaster endet, weil sie sich im feinen Restaurant in Kürze in den Vollrausch trinkt. Nicht das letzte Mal in diesem Buch. Auch der Gang in eine teure Privatklinik ist nur einer von vielen Schritten im Kampf gegen die Krankheit, die eben in allen gesellschaftlichen Schichten anzutreffen ist. Doch egal, ob man sich mit billigem Korn oder teurem Rotwein betrinkt, der Schaden ist riesig, auch in Mimis Leben und dem ihrer Angehörigen. Denn was macht es mit einem Kind, das die Mutter morgens bewusstlos in einer Rotweinlache liegen sieht und fürchten muss, sie sei tot?

Doch irgendwann trinkt sie dann doch das letzte Glas. Wie es dazu kommt, ist ebenfalls faszinierend beschrieben, eine filmreife Situation in einer Kneipe in den USA mit Joan Osbornes „What if God was one us“ als Soundtrack im Hintergrund und einem alten Trinker als rettendem Propheten. Klingt kitschig. Aber wer es liest, ist berührt und versteht, dass Umkehr tatsächlich Leben retten kann, und es manchmal doch höhere Mächte zur Heilung braucht.

Mimis Leben ist nun in ruhigerem Fahrwasser, die Schauspielerei hat sie aufgegeben, ihr Mann ist reich, ihre Tochter stark und weiterhin in Liebe mit ihr verbunden. *Trinkerbelle* ist, so gesehen, eine Mutmachgeschichte für alle, die selber mit einer Sucht kämpfen. Aber auch für die Menschen, die andere bei diesem Kampf begleiten. Auch wenn es lange dauert – es kann alles gut werden.

STEPHAN KOSCH

Anregend

Christologie anders



Ingolf U. Dalferth:
Auferweckung.
Evangelische
Verlagsanstalt,
Leipzig 2023,
184 Seiten, Euro
28,-.

Mit dem Essay *Auferweckung* knüpft Ingolf U. Dalferth an seine früheren Bemühungen an, die Christologie nicht länger ausgehend vom Paradigma der Inkarnation, sondern von dem der Auferweckung her zu verstehen und die Aktivität Gottes hervorzuheben. Von Relevanz ist für ihn, der als Zentralproblem verstandenen Abwendung vom Paradigma der Auferweckung sowie ihrer Deutung als Vollendung der Inkarnation zu begegnen. So sei die Auferweckung nicht als die Vollendung der Bewegung eines präexistenten Logos zu den Menschen und sodann wieder hinauf in die göttliche Ewigkeit zu verstehen, da es sich bei diesen Deutungen um zurückprojizierte, aber nicht umkehrbare Darlegungen dessen handelt, was durch die Auferweckung offenbart wurde. Wo sie von der Inkarnation her gedacht werde, verstellen Konstrukte einer Gleichheit von Mensch und Gott ein angemessenes Verständnis der göttlichen Einheit mit dem Menschen. Dies beleuchtet Dalferth in 14 Kapiteln.

Insbesondere auch für Theologie-Neulinge geeignet sind seine grundlegenden Auseinandersetzungen mit der Geltung von Dogmen als zu hinterfragende Ausgangspunkte – und nicht letztgültige Ergebnisse – theologischer Erkenntnisbemühungen. Der Fokus liegt sodann auf dem Glaubensbekenntnis von Chalcedon, dessen Geltung Dalferth in den Kontext damaliger reichspolitischer Regelungen des römischen Kaiserreichs verortet, was zur kritischen Reflexion seiner diskursprägenden Rezeption auffordert: Als Hauptproblem markiert Dalferth die im damaligen Inkarnationsdenken verbreitete Gleichset-

zung von Jesus (als historischer Person) und Jesus Christus (als Amtsperson). Verortet im bekannten Diskurs um ein angemessenes Verständnis dieses Spannungsfeldes samt seiner Fehlkonzepte, stellt er heraus, dass nicht die historische Person Jesus von Nazareth ins Zentrum zu stellen sei, sondern die Konkretion der Liebe Gottes, die ihn als den Christus ausweise und dazu nötige, nicht auf ihn zu blicken, sondern von ihm aus die Welt zu betrachten. Nicht um seiner selbst willen – als Mensch, Mann, Jude – sei Jesus von Interesse, sondern im Verweis auf Gott, der sich mit dem von Jesus verkündeten Gottesbild identifizierte und sich durch Jesus nun auch auf uns bezogen habe. Maßgeblich sei entsprechend nicht, dass im Geschick Jesu die notwendigen Bedingungen zur Erlösung der Menschen durch Gott geschaffen wurden, sondern dass dieser „an ihrem Ort und in ihrem Leben so präsent und am Werk ist, wie es in Jesu Leben und an seinem Ort deutlich wurde.“ Von soteriologischer Relevanz sei somit nicht etwa das geteilte Menschsein Jesu mit der übrigen Menschheit, sondern die göttliche Gegenwart bei ihr. Jesus könne darum nicht als Erlösung der Menschheit verstanden werden, sondern als der den erlösenden Gott Erschließende.

Im verbreiteten Inkarnationsparadigma werde ferner Gottes Alleinwirksamkeit, an die der Heilscharakter seines Wirkens gebunden sei, nicht recht gewürdigt. Dies sei vor allem dort der Fall, wo Jesus als aktiv Auferstehender bekannt und „Auferstehung“ als innergöttliches Spektakel verhandelt werde, wodurch das *pro nobis* ebenso unterbestimmt bleibe wie das *solo deo*. Als nicht minder problematisch weist Dalferth Konzepte aus, in denen Gott nicht als Handelnder gedacht wird, der „den Gekreuzigten in sein Leben einbezieht“, sondern im Gekreuzigten aufgeht. Derartige Zusagen des göttlichen Mitleidens seien problematisch, sofern sie den transitorischen Charakter des Heilswirkens Gottes unzureichend aufweisen, als ginge es um seine Veränderung und nicht um die Menschlichwerdung seiner Geschöpfe, die nicht auf eine Aufhebung der Differenz von Schöpfer und Geschöpf abzielt, sondern sie voraussetzt.

Im zweiten Teil präsentiert Dalferth eine Vertiefung der skizzierten Problemfelder, im Rahmen derer die Entäußerung (Kenose) als zentrales Problem der Christologie, die Verabschiedung der Transzendenz Gottes als Säkularisierungsmotor oder die

Implikationen der Menschlichwerdung in Bezug auf eine Dankbarkeit für die Schöpfung zur Sprache kommen. Kritisch rückzufragen wäre, inwiefern die enge Fokussierung auf die Menschlichwerdung Gefahr läuft, hoffnungsspendende Spezifika der Auferweckungsbotschaft abzublenden. So richtig etwa die Aspekte der Leiblichkeit oder Geschichtlichkeit keine theologischen Notwendigkeiten sind, scheinen sie doch – schon um der Wertschätzung der geschöpflichen Konstitution willen – mehr zu sein als angedeutet. In Bezug auf die Inkarnation zu hinterfragen wäre, ob diese wirklich verbreitet auf eine Überwindung der Differenz von Schöpfer und Geschöpf oder auf eine Hervorhebung der „Universalität des Heils“ bezogen wird und als einseitig gedachte „Menschwerdung“ Gottes der „Menschlichwerdung“ seiner Geschöpfe entgegengestellt werden kann. Ferner, ob sie im Zusammenhang mit der Vorstellung der leiblichen Auferstehung Potenziale entfaltet, die bei Dalferth unterbestimmt bleiben. Die Hervorhebung dessen, dass in Bezug auf den Auferweckten nicht seine Geschichte oder Leiblichkeit, sondern „existenziell seine Person“ thematisiert werden soll, da nicht seine Menschlichkeit, sondern seine „konkrete Existenz“ heilsererschließend sei, birgt ferner die Gefahr, die im Damals und Dort verankerte, einmalige Existenz Jesu gegen seine hier und heute relevante Gegenwart auszuspielen. Dadurch droht das in der Auferweckung als Neuschöpfung gegebene Ineinander von Zeit und Ewigkeit, wie das leere Grab und die Wundmale des Auferweckten es zum Ausdruck bringen, zugunsten eines hermeneutischen Nacheinanders aufgelöst zu werden.

Ungeachtet dieser Rückfragen handelt es sich um eine anregende Lektüre, die verständlich wie nachdrücklich den freudigen Charakter der Christologie und das Da-Sein Gottes für den Menschen zur Sprache bringt. Sie fungiert als Erinnerung daran, dass Christologie stets Soteriologie ist und in all ihren Zusprüchen keine isolierten, innergöttlichen Machtbeweise bezeugt, sondern auf die notwendige Veränderung des Menschen verweist. Von bleibender Relevanz sind auch Dalferths eindruckliche Warnungen vor einer Entmachtung Gottes in der Reduktion auf sein Mitleiden. Diese und weitere Impulse laden zum Weiterdenken ein.

JULIA DRUBE

Harter Stoff

Douglas Stuart: *Young Mungo*. Hanser Verlag, Berlin 2023, 415 Seiten, Euro 26,-.

Dieses Buch, der Nachfolger von Douglas Stuarts Bestseller *Shuggie Bain*, führt erneut in die alltäglichen Abgründe einer suchtbelasteten Familie, wieder ist die Mutter alkoholkrank. Doch Mungo, ihr jüngster Sohn, ist stärker körperlicher Gewalt ausgesetzt als Shuggie, muss sich im heruntergekommenen Glasgow in Straßenschlachten prügeln, wird Opfer einer brutalen Vergewaltigung von zwei Männern. Ein Lichtblick ist der junge Taubenzüchter James, mit dem Mungo eine Liebe gegen alle Konventionen lebt. Was Mungo erlebt, ist nur schwer auszuhalten und dennoch lesenswert. Denn wie *Shuggie Bain* ist auch er stärker als das Böse, das ihn umgibt.

Kunst im Süden

Eckhart Marggraf: *Kunst & Religion in Südwestdeutschland*. J. S. Klotz Verlagshaus, Neulingen 2023, 84 Seiten, Euro 18,-.

Kunst und Religion sind untrennbar ineinander verflochten. Eckhart Marggraf belegt diese These anhand der Besprechung von Kunstwerken, die alle im südwestdeutschen Raum zu finden sind, nicht zuletzt in der Sammlung der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe (Dürer, Grünewald, Cranach). Einen weiteren Schwerpunkt bilden kirchliche Orte, prominent etwa das Heilige Grab im Konstanzer Münster. Neben vertrauten traditionellen Darstellungen schildert das Büchlein auch häufig übersehene Schätze wie den Magdalenenaltar in Tiefenbronn/Schwarzwald. Zudem wirft die klug zusammengestellte Sammlung ein Auge auf neuere Darstellungen wie „Die Sieben Todsünden“ von Otto Dix oder die „Fixe Idee“ von Georg Baselitz.

Kundiger Überblick

Mark Forsyth: *Eine kurze Geschichte der Trunkenheit*. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2021, 270 Seiten, Euro 12,-.

Dass das Trinken in Gesellschaften an Regeln gebunden ist, leuchtet vordergründig ein, „aber inmitten aller Regeln herrscht ungebremste Trunkenheit“, schreibt Mark Forsyth. Kenntnissreich begibt sich der britische Literaturwissenschaftler auf eine Reise durch das Betrunkensein. Dabei spart er auch die Bibel und das Neue Testament nicht aus. Eine spritzige Lektüre.

Neuer Schwung

Taufe: Ideen und Entwürfe



Lars Hillebold/
Claudia Kusch
(Hg.):
**Taufe ist
im Fluss.**
Neukirchener
Verlag,
Neukirchen-
Vluyn 2023,
255 Seiten,
Euro 24,-.

In *Taufe ist im Fluss* versammeln Lars Hillebold und Claudia Kusch spannende Impulse aus der und für die gegenwärtige Taufpraxis. Der Band nimmt die vielfältigen Aufbrüche auf, die seit dem ersten „Jahr der Taufe“ 2011 in vielen Regionen stattgefunden haben. Und er entwickelt sie weiter, um der Taufbewegung im aktuellen „Jahr der Taufe“ neuen Schwung zu geben. (#deinetaufe)

Die Beiträge kommen „aus der Praxis und (wollen) in die Praxis wirken“; nicht nur in der Einleitung klingen jedoch auch grundlegende kirchen- und kasualtheoretische Perspektiven an: Der Kern der Taufe wird „als vorbehaltlose und vorurteilsfreie Einladung an alle Menschen“ bestimmt. Die Amtshandlungspraxis der Kirche wird kritisch befragt, ob und wo sie im Sinne der Frage in Apostelgeschichte 8 Menschen daran hindert, „sich oder ihre Kinder taufen zu lassen“. Der Leitsatz heißt: „Nicht die Kirche verfügt über das Ritual, sondern sie ist mit ihrer Ritualkompetenz zu Gast bei den Menschen.“ Die Kirche soll mit der Taufe nicht ausgrenzen, sondern sich zu den Menschen hin öffnen. Sie soll in ihrer Taufpraxis beweglicher werden, damit mehr

Menschen erleben, wie die Taufe stärkt und verbindet. Zwei Kommentare bestärken diese Perspektiven, der dritte von Erik Flügge kritisiert die Eltern, die ihre Kinder nicht taufen lassen, weil sie ihnen alle Freiheit lassen wollen, selbst zu entscheiden: „Wer nicht tauft, raubt seinem Kind Chancen.“

Die folgenden praktisch-theologischen Wahrnehmungen führen den „Dialog mit dem säkularen Kontext“ weiter mit dem Ziel, die „Entmarginalisierung der Taufe“ voranzutreiben. Fabian Peters nennt Zahlen und schaut kritisch auf den Zusammenhang von Taufe und Kirchenmitgliedschaft. Emilia Handtke setzt theologisch an: Die Taufe schafft eine Verbindung zu Gott, „der Kraft zum Guten, dem Überwinder des Todes, der Chance auf einen Neuanfang, dem Beistand in der Not.“ Regina Sommer betont in ihrem Beitrag, dass Eltern ihre Kinder vor allem aus einer Sehnsucht nach Schutz und Segen taufen lassen. Traugott Roser konkretisiert und spitzt die theologischen Überlegungen zu: Er formuliert ein eindrückliches Plädoyer für die Taufe früh- und frühstverstorbenen Kinder, denn die Taufe stellt uns in eine Lebenswirklichkeit, in der die Macht des Todes bereits gebrochen ist. Und Christian Walti schildert an einem konkreten Beispiel, wie „Taufe im Religionsgemisch“ zu begründen und zu gestalten ist.

In Lars Hillebolds Beitrag bündeln sich Grundfragen der Taufbewegung. Im Patentamt verdichten sich exemplarisch die Konflikte um die kirchliche Logik der Zulassung, die familiäre Hoffnung auf Segen und bleibende Gemeinschaft und die „fragende Welt“. Hillebold plädiert dafür, das Amt für Menschen zu öffnen, die sich gegenüber dem Täufling bewusst für religiös-spirituelle Fragen zuständig fühlen, auch wenn sie keiner Kirche angehören. Hillebold ist klar: Werden die „Grenzen durchlässig(er)“ gestaltet, ist das für die Identität der Kirche riskant, zugleich aber ein Zeichen, dass die Kirche dem Wirken Gottes vertraut.

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

In den Teilen B und C des Buches (und in dem zusätzlichen Downloadmaterial) finden sich vielfältige Anregungen, liturgische Formulare und Ansprachen zu Taufen an besonderen Orten und Zeiten, bei (großen) Tauffesten und in spezifischen Kontexten. Der Band versammelt hilfreiche Überlegungen und Materialien zu Erwachsenentaufen und Tauferinnerungen, aber auch „liturgisch-musikalische Taufpakete“, die bewusst die Klänge aufnehmen, die Menschen oder Familien in der Gegenwart religiös prägen.

Der Bericht von Katharina Scholl und Margit Zahn über eine über die Medien angekündigte spontane Taufaktion zeigt, wie aufmerksam das Taufhandeln der Kirche öffentlich wahrgenommen wird; die breite Resonanz auf dieses Angebot stärkt die Menschen in der Gemeinde und insbesondere die (ehrenamtlichen) Mitarbeitenden. Christina Bammel macht deutlich, welche Kraft die Tauferinnerung gerade in Zeiten der Verunsicherung und „Enthausung“ für Mitarbeitende entfalten kann.

Taufe im Fluss ist ein wichtiges Buch. Es macht den Kirchen Mut, neue Wege zu erproben, und gibt der Taufbewegung neuen Schwung, ohne der Fiktion zu verfallen, durch eine vielfältigere Taufpraxis den Mitgliederschwund aufhalten zu können. Es deckt Spannungen zwischen den verschiedenen Logiken auf, die die Taufpraxis bestimmen, und plädiert dafür, sich den damit verbundenen Ambivalenzen zu stellen. Seine Impulse und Innovationen signalisieren eine große Wertschätzung der Taufe und fördern das Vertrauen in die Kraft dieses Grundvollzugs des Glaubens, der allem Christsein und allem kirchlichen Handeln vorausliegt.

Der „Flow“ des Buches fordert dazu heraus, eigene Schwerpunkte zu setzen: In der Taufe vollzieht sich ein Herrschaftswechsel. Menschen, Kinder werden frei von den Erwartungen und Ansprüchen, die andere an sie stellen, aber auch sie selbst. Umkehr wird möglich, ein neuer Weg. Eltern, Partnerinnen und Paten müssen loslassen, eine andere Person Gott anvertrauen. Die Taufansprachen im Buch setzen auf unbedingte Zusage und bleibenden Beistand. Die biblischen Texte im Umfeld der Taufe sind konfliktbewusster; sie ermutigen dazu, sich realistisch mit der wachsenden Angst vor der Zukunft zu beschäftigen. Unsere Tauftheologie muss sich in diesen Auseinandersetzungen bewähren.

JOCHEN CORNELIUS-BUNDSCHUH

Bilderreich

Summa einer Theologie



Michael Trowitzsch:
Von der Treue Christi zur Welt.
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2023, 453 Seiten, Euro 50,-.

Michael Trowitzsch, leidenschaftlicher Verkündiger des Evangeliums Jesu Christi, zuletzt in Jena Professor für Systematische Theologie, legt das 453-seitige Buch *Von der Treue Christi zur Welt* vor. Man kann es als Summa seiner Theologie lesen. Es ist für Nicht-Kenner seiner Veröffentlichungen überraschend, dass Fachausdrücke der Theologie oder Philosophie so gut wie nicht vorkommen.

Der Autor will mehr, als bloß aussagen, was Bibel, Jesus Christus, Glaube, Gott für unsere Gegenwart bedeuten. Er begegnet dem Leser in dialogischem Stil mit der Brisanz biblischer Aussagen, die er von der christologischen Mitte her versteht. Er verknüpft sie mit zahlreichen Hinweisen aus Literatur, Philosophie und Theologie. Sanft ansprechend eher seltener als vielmehr mit direkt auf Leib und Seele rückender Botschaft des Jesus Christus. Ihn gilt es, unvermischt, unangepasst und also unverfälscht nicht bloß zu Wort kommen zu lassen, sondern geradezu bedrängend, weniger herzerquickend, mehr herz-heilend zu hören. Schonungslose Sprache – legt ungeheure menschliche Verirrungen und Verschuldungen offen. Sie gipfeln in den häufig angeprangerten „Rüstungen“, hinter denen sich die selbstzerstörerische Gewalt einer Menschheit verbirgt, die den Kompass der Zeit verloren hat.

Aber ihr steht der „Fährmann der Zeit“ gegenüber, dem sie allen Grund hat, sich anzuvertrauen, weil er den Weg zur Heimat nicht nur kennt, sondern auch dahin führt. Das ganze Buch dreht sich eigentlich nur um diesen so ganz und gar ungewöhnlichen Jesus Christus – der immer wieder überraschend in unerwarteter Nähe, zum Beispiel,

Trunkene Seele

Honoré de Balzac: Abhandlung über moderne Stimulanzien. Friedenauer Presse, Berlin 2023, 112 Seiten, Euro 20,-.

Seine Behandlung über moderne Stimulanzien wie Branntwein, Kaffee, Tee, Tabak und Zucker ist weitgehend unbekannt, obwohl Balzac als kaffeeseüchtiger Schriftsteller bekannt ist. „Balzac interessiert sich ... für das Umschlagen von Lust in Qual, ... die den Menschen vom Akt des reinen Genießens zur selbstzerstörerischen Hingabe an die Sucht treibt“, schreibt Andreas Mayer in seinem vortrefflichen Nachwort. Besonders kurzweilig sind die scharfen Beobachtungen des Selbstversuches zu lesen: „Die Trunkenheit ist ein Zustand momentaner Vergiftung.“

Vertrauen in die Welt

Andrea Schwarz: Die Sehnsucht geht weiter. Patmos Verlag, Ostfildern 2023, 192 Seiten, Euro 22,-.

Herbergen für die Nacht suchen, Begegnungen mit anderen Pilgern, dem Wetter und Wind ausgesetzt sein, alles Erfahrungen, die das Leben von Andrea Schwarz geprägt haben, als sie vor 25 Jahren nach Santiago de Compostela gepilgert ist. Was kann man beim Pilgern für das Leben lernen? Dafür hat Schwarz ihre Tagebuchnotizen aufbereitet und andere Bücher gelesen und ausgewertet. Sie stellt fest: Pilgern ist keine einmalige Erfahrung, sondern lehrt Vertrauen und Weite in die Welt. Ein sehr persönliches Buch für Pilgereinsteigerinnen.

Profunder Dialog

Moshe Zimmermann/Moshe Zuckermann: Denk ich an Deutschland ... Westend Verlag, Frankfurt am Main 2023, 303 Seiten, Euro 25,-.

Zwei Experten in Israel im Dialog. Der eine ist Professor an der Universität Tel Aviv, der andere lehrt an der Universität in Jerusalem. Beide haben sich ihr ganzes Forscherleben der deutschen Geschichte und der des Zionismus verschrieben. Mit allem, was sich an Wechselbeziehungen daraus ergeben hat. Wie natürlich der Shoah der europäischen Juden und dem Antisemitismus. Der Band ist aus einer fortlaufenden E-Mailkommunikation von knapp einem Jahr entstanden. Oftmals herrscht Einigkeit, zumindest über die Entwicklung bis heute, aber beide ziehen je unterschiedliche Schlussfolgerungen. Ein schonungsloser, bewegender Dialog.

des „ölverschmierten Kormoran(s)“ rücken kann. Sein Kommen zur Welt und seine Auferstehung zum unverbrüchlichen Leben bei Gott erscheinen als zwar nicht entzifferbare und so mit Mitteln der Wissenschaften erklärable, aber reale Tatsachen, die eine untrügliche Hoffnung begründen.

Wer das Buch liest, wird auf fast jeder Seite feststellen können, dass die Treue (2. Thessalonicher 3,3) des einmaligen Gottgesandten zur Welt, des Weltversöhners (2. Korinther 5,19), zu einer Herausforderung sondergleichen für seine Hörer wird. Voraussetzung dafür ist eine anspruchsvolle Lektüre, die aber vielen Predigern zu einer Motivation aus existenzieller Betroffenheit werden dürfte. Dem Buch sind, weil es sich so offen mit dem Mainstream auseinandersetzt, viele Leser und Leserinnen zu wünschen, die gleichwohl ermutigt werden, tiefer zu sehen, strenger zu hören, hoffnungsvoller zu vertrauen.

SAMUEL PIRINGER

Befreiung

Karitative Geschichte der Frauen



Georg-Hinrich Hammer:
Nur ein stilles Verdienst?
Kohlhammer Verlag, Stuttgart
2022, 261 Seiten,
Euro 29,-.

Als Friedrich-Wilhelm III. 1814 zum ersten Mal einen Orden an eine Reihe von Frauen verlieh – als Anerkennung für ihr Engagement und ihre Spendenbereitschaft während der Befreiungskriege –, war das beinahe ein Tabubruch. Prinzessin Marianne bekam das gleich am Tag nach der Ordensverleihung zu spüren. Der Beitrag der Frauen müsse doch eigentlich ein „stilles Verdienst“ bleiben, man dürfe „kaum darüber sprechen“, sagte der Adjutant des Königs am nächsten Tag in ihrer Anwesenheit. Immerhin: Der Orden war nach einer Frau benannt, nach Luise von Preußen, die

vor Marianne die erste Dame im Staat gewesen war. Und das war durchaus programmatisch. Bald wurde Prinzessin Marianne zur Repräsentantin wohlthätiger Frauenvereine, die sich seit 1813 in Berlin, aber auch in Norddeutschland und in Frankfurt bildeten und sich für Verwundete, Arme und Hinterbliebene einsetzten. In seinem Buch *Nur ein stilles Verdienst?* zeichnet Georg-Hinrich Hammer die Entwicklung dieser Vereine, ihrer Initiatorinnen, Gründerinnen und Stifterinnen, aber auch der Schwesternschaften nach, die im 19. Jahrhundert entstanden. Dabei beschäftigt ihn die Frage, ob diese Frauen das patriarchale System ihrer Zeit stabilisiert haben oder doch eher – so der Untertitel des Buches – „karitative Avantgarde im 19. Jahrhundert“ waren.

Tatsächlich kommen die Frauenvereine bei den Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte oft zu kurz. Dabei spielt auch eine Rolle, dass Frauen aus rechtlichen Gründen bei der Leitung und Geschäftsführung ihrer Organisationen in der Regel auf Männer angewiesen waren, die dann mit ihrem Namen in den Vordergrund traten und in Erinnerung blieben. Im Zuge seiner differenzierten Darstellung macht Hammer deutlich, welche Rolle dabei der historische Kontext, die Standes- und die Konfessionszugehörigkeit spielten – so hat zum Beispiel die Säkularisation auch des katholischen Kirchenguts nach 1803 eine karitative Finanzquelle versiegen lassen. Er zeigt aber auch, welche Möglichkeiten es für Frauen gab, durch politisches Geschick und persönliche Netzwerke Spielräume für ihr karitatives Engagement zu gewinnen. „Überhaupt sollten Frauen das Armendirektorium sein; tausend Witwen und brave Frauen giebt's dazu“, schrieb Rahel Varnhagen 1831 nach der Choleraepidemie in Berlin. Sie kritisierte die Oberschicht wegen ihrer Untätigkeit und schlug einen radikalen Wandel in der Armenverwaltung vor. Rahel Varnhagen, geborene Levin, war übrigens nicht die einzige Berliner „Salondame“, die nicht nur an philosophischen und politischen Debatten interessiert war, sondern sich für Menschen in konfliktären Situationen einsetzte. Still war sie nicht (siehe auch Seite 62).

Wie in Facetten eines Diamanten geht Hammer immer wieder einzelnen Lebensläufen nach und gibt so einen Einblick in die vielfältigen Aspekte der Entwicklung sozialer Organisationen im 19. Jahrhundert. Der Fokus auf die karitative Frauengeschichte weitet dabei den Blick über die bekannten

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Dr. Janis Berzins
Studienleiter am Predigerseminar Loccum
- Burkhard Blienert
Sucht- und Drogenbeauftragter der Bundesregierung, Berlin
- Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Cornelia Coenen-Marx
Pastorin und Autorin, Garbsen
- Jochen Cornelius-Bundschuh
Landesbischof i. R., Kassel
- Julia Drube
Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachgebiet Religionspädagogik an der Universität Kassel
- Martin Egbert
Fotograf, Tecklenburg
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Manfred Gärtner
Journalist, Bielefeld
- Johanna Haberer
Theologin, Fürth
- Katja Heintschel von Heinegg
Geschäftsführerin im Zentralverband der Deutschen Werbewirtschaft, Berlin
- Annette Kurschus
EKD-Vorsitzende und Präses der EKvW, Bielefeld
- Claudia Kusch
Referentin für Perspektiven missionarischen Handelns im EKD-Kirchenamt, Hannover
- Ulrich Langenberg
Geschäftsführer Politik für die Bundesärztekammer, Berlin
- Dr. Mareile Lasogga
Pastorin, Hannover
- Dr. Reinhard Lassek
Wissenschaftsjournalist, Celle
- Dr. Kristin Merle
Professorin für Praktische Theologie, an der Universität Hamburg
- Dr. Andreas Nachama
Historiker, Berlin
- Jens Nieper
Pfarrer, Dortmund
- Angelika Obert
Pfarrerin i. R., Berlin
- Dr. Niklaus Peter
Pfarrer i. R., Zürich
- Samuel Piringer
Pfarrer i. R., Öhringen
- Dr. Hans-Ulrich Probst
Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Tübingen
- Christina Rummel
Geschäftsführerin der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen (DHS), Hamm
- Kadir Sanci
Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Potsdam
- Dr. Traugott Schächtele
Prälat i. R., Schwetzingen
- Klaus Sieg
Journalist, Hamburg
- Dr. Christian Staffa
Studienleiter, Berlin
- Henrik Stubkjær
Präsident des Lutherischen Weltbundes, Genf
- Dr. Karl Tetzlaff
Geschäftsführer der Stiftung Leucorea, Wittenberg
- Dr. Christian Walther
Publizist und Politologe, Berlin
- Dr. Johannes Wischmeyer
Leitung der Abteilung Kirchliche Handlungsfelder der EKD, Hannover

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230
zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Berlin
Michael Weinrich, Bochum
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 94,60 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 8,40.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



Gründungen hinaus. Amalie Sieveking, Friederike und Karoline Fliedner oder Eva von Thiele Winkler mögen noch vielen bekannt sein – Hammer stellt aber auch Regine Jolberg und ihre Nonnenweier Schwesternschaft oder Anna von Boerries und ihre Reha-Einrichtung in Hannover vor. So lässt sich das Buch als historischer Abriss einer doppelten Befreiungsgeschichte von Frauen sowie Armen und Hilfebedürftigen lesen – oder auch als Fundgrube für bisher weniger bekannte Persönlichkeiten. Dabei wird klar: Ohne den kirchlichen und sozialpolitischen Einsatz dieser Avantgarde wäre vor allem die Pflegeentwicklung im 19. Jahrhundert nicht möglich gewesen. Und erst dank der zuvor undenkbar karitativen Frauenvereine konnten gesellschaftliche Schranken durchbrochen und wachsende Teilhabe und Demokratisierung ermöglicht werden.

CORNELIA COENEN-MARX

Anregend Bachs Ratswahlkantaten



Janis Berzins:
**Preise,
Jerusalem, den
Herrn.**
Verlag
Vandenhoeck
& Ruprecht,
Göttingen 2023,
587 Seiten,
Euro 110,-.

Vergleichbar in der Vielfalt und großen Tiefe, mit der Rembrandt in seinen Zeichnungen und Gemälden biblische Texte hat lebendig werden lassen, ist im Bereich musikalischer Interpretation und Inszenierung eigentlich nur Johann Sebastian Bachs Werk der Kirchenkantaten, Passionen und Oratorien. Sie wurden in hoher Kadenz für sonntägliche Gottesdienste geschaffen und zum Teil mehrfach aufgeführt. Dass diese einzigartigen Kompositionen im 19. Jahrhundert wiederentdeckt wurden und heute konzertant und in gottesdienstlich-liturgischem Rahmen aufgeführt werden, erstaunt nicht. Groß angelegte Kantatenprojekte in Deutschland, in der Schweiz und in den

Niederlanden zeugen von einer anhaltenden Bach-Konjunktur.

Wie aber steht es um die zeitgenössische Liturgie- und Gottesdiensttauglichkeit von Bachs Ratswahlkantaten, einer damals für spezifische Anlässe geschaffenen und heute so nicht mehr gegebenen Sonderform? Das ist die Fragestellung einer Studie von Janis Berzins, eines Theologen und ausübenden Musikers, die als Dissertation im Bereich der Praktischen Theologie entstanden ist (siehe auch Seite 46). Großflächig angelegt ist sein Projekt, Musik-, Theologie- und Politikgeschichte, aber auch Überlegungen zu einer adaptierenden Liturgik und Homiletik umfassend. Entsprechend umfangreich ist das Buch mit 549 Seiten geworden. Die Experimentalanordnung ist komplex: Denn einerseits sind von den Kantaten zur jährlichen Ratswahl, die zu den Pflichten und Aufgaben des städtisch angestellten Musikers gehörten, zwei für Bachs kurze Mühlhausener Zeit und nur acht von den insgesamt achtundzwanzig Ratswahl-Kantaten seiner Leipziger Jahre erhalten und keine einzige der dazugehörigen Predigten. Zudem ist jenes damalige, grundlegende Verständnis eines gottgeordneten, christlichen Gemeinwesens (Leipzig als Jerusalem) in heutigen Zeiten obsolet.

Trotzdem, man lernt viel im Teil A über die Entwicklung der Bachforschung, über Kirchenmusik zu politischen Anlässen der Zeit vor Bach und zu Bachs Zeiten, über die ursprünglich genossenschaftlich-partizipative, aber damals durchaus undemokratische, auf Selbstergänzung städtischer Eliten angelegte Form von Ratswahlen samt ihrer gottesdienstlichen Legitimierung.

Es werden im Teil B detailliert die beiden Mühlhausener, die fünf vollständig und die drei nur teilweise erhaltenen Leipziger Ratswahlkantaten analysiert und theologische Gemeinsamkeiten darin gefunden, dass im Vergleich zu den Kirchenkantaten die Soteriologie deutlich zurücktritt.

Der abschließende Teil C versucht den Transfer in die Gegenwart dadurch zu leisten, dass zuerst die Differenz und der Zeitenabstand von der damaligen, lutherischen Obrigkeitstheologie hin zu einem modernen Verständnis des säkularen, religionsneutralen Staates auch in der evangelischen Ethik markiert wird, danach eine Art casus-spezifische Hermeneutik, Liturgik und Homiletik entwickelt wird, die an der Beschreibung von drei Gottesdiensten und der Analyse von vier heutigen Predigten zu

Ratswahlkantaten überprüft wird. Das ist im Einzelnen sehr anregend und zeigt, dass auch in Texten, die auf dem Hintergrund andersartiger politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse verfasst wurden, noch Potenzial für heutige gottesdienstliche Feiern steckt. Verständlich in der Emotion, wenn man an Bachs Schwierigkeiten mit seinen Leipziger Magistraten denkt, aber vielleicht etwas kontraproduktiv ist das von Berzins als Coda angehängte Gedicht von Reiner Kunze: „Zu Füßen gottes, wenn / gott füße hat, / zu Füßen gottes sitzt / Bach, / nicht / der Magistrat von Leipzig.“ Denn hoffentlich saßen damalige Magistraten und sitzen heutige in solchen Feiern mit Bach zusammen „ganz Ohr“ zu Füßen Gottes ...

NIKLAUS PETER

Pflichtlektüre

Deutsch-jüdische Geschichte



Alois Berger: **Föhrenwald, das vergessene Schtetl.** Piper-Verlag, München 2023, 240 Seiten, Euro 24,-.

Stellen wir uns einfach mal vor, ein Teil des Staates Israel wäre heute in Bayern. Klingt abstrus, ist es aber nicht. Den Vorschlag zu einer jüdischen Zone dort ließ Militärgouverneur Eisenhower immerhin prüfen. Die meisten der 200 000 Shoa-Überlebenden, die 1945 als Displaced Persons in Deutschland waren, befanden sich in der US-Zone und eben in Bayern. Zuerst weiterhin in KZs untergebracht, zudem mit Antisemiten sowie am Holocaust beteiligten DP's, richtete man dann rein jüdische Lager ein. Eines war Föhrenwald in Oberbayern, ein Ortsteil der Kleinstadt Wolfratshausen, angelegt als Nazi-Mustersiedlung für Arbeiter von Munitionsfabriken. Bis zu 6 000 Juden lebten zeitweise dort. Als letztes solcher Lager wurde es, das muss man so bö-

sagen, 1957 „judenfrei“, denn darauf kam es den nun bundesdeutschen Behörden an.

Der Wolfratshauer Journalist Alois Berger wurde in dem Jahr geboren. Juden kamen in seinem katholischen Alltag bloß zu Ostern vor, als Jesuismörder. In Föhrenwald ging er zur „Spätberufenen-Schule“, wusste aber bis 2017 – von nichts. Von seiner früheren Lehrerin erfuhr er, dass es Juden gegeben hatte und beim Renovieren mitunter mal ein Davidstern und hebräische Schriftzeichen aufgetaucht waren oder eine Menora auf einem Giebel durchschimmerte. Doch erzählt hatte all die Jahre niemand etwas.

Das holt Alois Berger nun mit *Föhrenwald, das vergessene Schtetl* nach, auch weil er wissen wollte, warum er so lange „mitten-drin und ahnungslos“ war. Gut lesbar und breit recherchiert bringt er weitaus mehr zutage als eine lokale Randnotiz. Das Buch profitiert sehr von vielen Gesprächen mit Augenzeugen, vor allem als Kinder dort Aufgewachsenen, aber auch mit „Shabbes-Gojim“, die für Fromme samstags Arbeiten übernahmen. Zu Beginn dominierten dort nämlich Chassiden – Jiddisch war Lager-sprache und Föhrenwald „das letzte Schtetl Europas“. Als sich deren Rabbi ein zionistischer Aktivist gegenüberstellte, der samt Partnerin und achtzig aus Polen herausgeschmuggelten Waisenkindern im Lager ankam, gab es Konflikte. Föhrenwald wurde dann quasi Teil der Kibuzzim-Bewegung, auch mit Kontakt zur „Haganah“, Israels bis 1948 illegaler Untergrundarmee. Im „Hochlandlager“, einer landwirtschaftlichen Außenstelle und einst HJ-Camp, bildeten sie geheim Offiziere aus. Mit der Staatsgründung stand Israel ja der erste Krieg bevor. Der Lagerzugriff hielt unterdessen lange an. Pogrome wie das im polnischen Kielce 1946 und der russische Antisemitismus trieben viele Überlebende gen Westen. In Bayern, dessen Polizei und Justiz wie überall in der BRD Nazi-dominiert waren, wollte man sie aber loswerden. Man setzte auf Schikane, sorgte sich allerdings um die Weltöffentlichkeit. Der zuständige Staatssekretär – er brachte auch den Auschwitz-Überlebenden Philipp Auerbach zur Strecke (siehe auch *zz 1/23*) – hatte die zündende Idee: Man verkaufte Föhrenwald der katholischen Kirche.

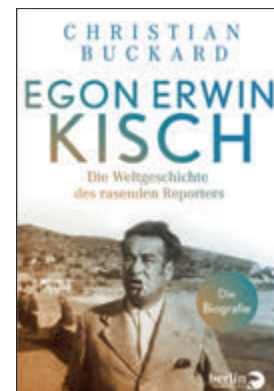
In konzentrischen Kreisen, die gleichermaßen in Lokal- und Weltpolitik ausgreifen, holt Berger die Geschichte und das Leben dahinter wieder ins Licht, darunter auch die von den ehemaligen Bielski-Partisanen, die

sich in Föhrenwald wiedertrafen. Sie hatten in Ostpolens Wäldern 1200 Menschen vor der Shoa bewahrt. In Schulen und Ministerien (nicht nur in Bayern) sollte dieses herausragende Buch Pflichtlektüre sein.

UDO FEIST

Rasender Reporter

Eine Biografie



Christian Buckard: **Egon Erwin Kisch.** Berlin Verlag, Berlin 2023, 448 Seiten, Euro 28,-.

Sein Lehrer hatte in letzter Zeit Gedichte von einem Kisch gelesen. „Sind das etwa Sie?“, fragte er den Schüler, dem der Herauswurf aus seiner Prager Schule drohte, weil es Schülern streng verboten war, Texte zu publizieren. Deshalb behauptete dieser, die Gedichte seien von seinem Bruder. Da der Redakteur der Publikation den Autor nicht kannte, veröffentlichte er die Gedichte einfach unter dem Namen Erwin Kisch. Auch wenn Kisch nie Erwin geheißen hatte, war damit doch Egon Erwin Kisch „geboren“, wie der Berliner Autor Christian Buckard in seiner Biografie des 1948 gestorbenen Kisch feststellt.

In den folgenden Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde nach den Worten seines Biografen die Reporterlegende Egon Erwin Kisch „geboren“. Buckard geht es nicht um ein Heldenepos. Aber Kisch habe ein literarisches Erbe hinterlassen, das in seiner Höhe, Breite und Tiefe seinesgleichen suche. Alles, was Kisch schreiben sollte, musste ungewöhnlich genau recherchiert sein. Selbst wenn er seine Karriere nach der Veröffentlichung seiner Reportagesammlung *Der rasende Reporter* beendet hätte, wären ihm ein Ehrenplatz in der Geschichte der Prager Literatur und der bleibende Ruhm als Schöpfer und Pionier der modernen deutschsprachigen Repor-

tage sicher gewesen. Und dennoch bleibe Egon Erwin Kisch ein Unvollendeter. Man könne sein Werk nicht ohne den Verdacht lesen, dass er sich, hätte er nach Kriegsende weitergelebt, in einem New Yorker oder Londoner Café darauf besonnen hätte, was ihn einst mehr aus Zufall in die Reihen der Kommunisten geführt hatte. Er hätte sich dann ebenfalls eingestehen müssen, dass ihn die Partei als Mensch und als Schriftsteller immer mehr vom rechten Wege abgebracht hatte.

Im Jahr 1911 legte Kisch seine erste Sammlung der Prager Reportagen in Buchform vor: *Aus Prager Gassen und Nächten*. Es wurde ein großer Erfolg. Im Frühling 1913 konnte Egon Erwin Kisch bereits auf eine beachtliche Karriere zurückblicken. Seine Reportagen kamen bei der Leserschaft an wie mit Worten gemalte Bilder. Das „Romanische Café“ wurde zum Treffpunkt vieler schreibender Kollegen, die bald nicht mehr sagten, wir gehen ins „Romanische“, sondern „wir gehen zu Kisch“.

Für Kisch, wie für alle „gläubigen“ Kommunisten, galt Amerika als Land des hemmungslosen Kapitalismus. Der Börsencrash im Oktober 1929, der zur Weltwirtschaftskrise und damit auch zum Zusammenbruch der deutschen Demokratie führen sollte, hat im Werk von Egon Kisch keine Spuren hinterlassen, was seinen Biografen zu der Frage veranlasste, ob er die Tragweite des Geschehens nicht erfasst habe. Jedenfalls wurde Kisch im Oktober im ukrainischen Charkow zum Professor der Journalistik ernannt. Kisch wollte ein Jahr lang im Land, der damaligen Sowjetunion, bleiben. Dort saß inzwischen Stalin fest im Sattel. Bei der von ihm angeordneten Liquidation der Kulaken (Großbauern) als „Klasse“ ging er mit äußerster Brutalität vor.

Kisch habe gleichwohl seine Begeisterung über die Situation in Taschkent kaum zügeln können. Dort sei ihm die Revolution endlich als eine gute Sache erschienen. Im Zentrum seiner Reportagensammlung *Asien gründlich verändert* stand die Befreiung der Frau durch das Zurückdrängen des konservativen Islam. Buckard spricht in diesem Zusammenhang von einem Hohelied auf die rote Frauenbefreiung. Die amerikanische Journalistin Maguerite Harrison wirft Kisch dagegen vor, viel zu eingenommen zu sein, die Existenz eines amerikanischen Imperialismus zuzugeben oder vielleicht auch nur zu erkennen.

MANFRED GÄRTNER

Anatomie eines Falls

Ein toter Mann wird von seinem blinden Sohn im Schnee gefunden. Nur seine Frau war im Haus, aber sie beteuert ihre Unschuld. Damit beginnt ein Gerichtsroman, bei dem alle Brüche eines anscheinend erfolgreichen Lebens sichtbar werden. Der französische Film gewann die Goldene Palme in Cannes und hat in seinem Heimatland über eine Million Zuschauerinnen und Zuschauer ins Kino gelockt. Sandra Hüller bekam dafür begeisterte Kritiken aus der ganzen Welt. Der Film steht in einer Tradition großer Filme, wie schon der Titel anzeigt, der einen Klassiker von Otto Preminger („Anatomie eines Mordes“) mit Albert Camus („Der Fall“) verbindet.



151 Minuten, ab dem 2. November
Regie: Justine Triet

Napoleon

Revolution, Krönung, Feldzug in Russland, Waterloo, St. Helena. Die Stichworte aus dem Leben Napoleons sind bekannt. Es gab in der Vergangenheit schon viele Versuche, ihn darzustellen, wie etwa in „Waterloo“ (1970), kaum eine Figur bietet sich immer wieder so sehr für ein bildgewaltiges Epos an. Die Hauptrolle spielt der fantastische Joaquin Phoenix, Regie führt Ridley Scott, der unter anderem in „Gladiator“ gezeigt hat, dass er große Geschichten erzählen kann, auch wenn sie sich nicht unbedingt an die Historie halten. Zu sehen ist hier ein Film wie aus einer anderen Zeit, ein großer Historienfilm, ohne vielleicht dem widersprüchlichen Charakter Napoleons gerecht zu werden.



158 Minuten, ab dem 23. November
Regie: Ridley Scott

Holy Shit

Der Titel des Films stößt womöglich ab, und das Thema ist unappetitlich. Denn der Film handelt davon, wie die Gesellschaft mit Exkrementen umgeht und was sich daran ändern muss. Aber die Macher der Dokumentation zeigen diese Exkremente nie und werden niemals unappetitlich. Vielmehr ist der Film unterhaltsam und anregend. Niemand interessiert sich dafür, was mit Exkrementen geschieht. Aber das kann sich ändern. Denn in jüngerer Zeit gibt es Modelle, sie wieder in den Kreislauf der Natur einzubinden und für die Landwirtschaft zu benutzen. Projekte aus der ganzen Welt machen Mut, auf einem niedrigen Level etwas Wichtiges für den Umweltschutz zu tun.



86 Minuten, ab dem 30. November
Regie: Ruben Abruña

Lutheraner: Däne folgt auf Nigerianer



Foto: epd

Henrik Stubkjær, Bischof von Viborg in Dänemark, ist neuer Präsident des Lutherischen Weltbunds (LWB). Ein Interview mit ihm finden Sie auf den Seiten 12 bis 13. Der 61-Jährige ist Nachfolger seines nigerianischen Kollegen Panti Filibus Musa. Für Stubkjær, der der einzige Kandidat war, stimmten bei der Vollversammlung des LWB in Krakau 274 Delegierte. Gegen ihn votierten 26, 18 enthielten sich, und eine Stimme war ungültig. In den Rat des LWB, dem höchsten Leitungsgremium zwischen den Vollversammlungen, wurden 48 Personen gewählt. Aus Deutschland sind es Tim Götz (Bayern), Vikarin Charlotte Horn (Württemberg), Landesbischofin Kristina Kühnbaum-Schmidt (Nordkirche), die auch LWB-Vizepräsidentin für Mittel- und Westeuropa ist, Oberkirchenrat Michael Martin (Bayern), Oberkirchenrat Dirk Stelter (Hannover) und die sächsische Synodenpräsidentin Bettina Westfeld. Generalsekretärin des LWB ist die estnische Pfarrerin Anne Burghardt. Der LWB, der seinen Sitz in Genf hat, repräsentiert rund 150 Kirchen mit mehr als 77 Millionen Mitgliedern.

Justizministerium, Kirche und zurück

Stephanie Springer, die ab 2013 Präsidentin des hannoverschen Landeskirchenamtes war, ist als Abteilungsleiterin für Justizvollzug in das niedersächsische Justizministerium gewechselt. Die 56-Jährige war bereits 2001 im Justizministerium tätig. Ihr weiterer Weg führte sie über die Niedersächsische Landesvertretung bei der EU, das Landgericht Hannover zum Oberlandesgericht Celle. Der hannoversche Landesbischof Ralf Meister betonte, dass Springer „einen entscheidenden Anteil“ zur neuen Verfassung der Landeskirche beigetragen hat. Zudem habe sie die Voraussetzungen für eine umfassende Verwaltungsreform geschaffen.

Neuer Vorstand bei Frauenverband



Foto: Annett Wonneberger

Angelika Weigt-Blätgen (Foto), Pfarrerin im Ruhestand, ist neue Vorsitzende des Dachverbands „Evangelische Frauen in Deutschland“ (EFiD). Von 1999 bis 2021 war die 68-Jährige Leitende Pfarrerin der Evangelischen Frauenhilfe Westfalen.

2011 kandidierte sie für das westfälische Präses-Amt, unterlag aber Annette Kurchus. Zur stellvertretenden EFiD-Vorsitzenden wurde Susanne Kahl-Passoth (75) gewählt. Die Pfarrerin im Ruhestand ist auch Sonderbeauftragte des Deutschen Frauenrats für das Thema „Prostitution“. Weitere Präsidiumsmitglieder sind die Ökumene-Pastorin des Kirchenkreises Hamburg-West, Joy Devakani Hoppe, die Leitende Pfarrerin der Evangelischen Frauen im Rheinland, Dagmar Müller, die hannoversche Landesfrauenpastorin Susanne Paul, die Gleichstellungsbeauftragte der braunschweigischen Landeskirche, Evelyn Samwer, Maren Schirmer von der Sarepta-Schwesternschaft Bielefeld-Bethel und Antje Schrupp, Journalistin in Frankfurt am Main. In der EFiD sind 37 Verbände zusammengeschlossen, von der Arbeitsgemeinschaft der Gustav-Adolf-Frauenarbeit bis zum Zehlendorfer Diakonieverband.

Sachse folgt auf Oldenburger

Eckehard Möller, Pfarrer der Martin-Luther-Gemeinde in Dresden und Vorsitzender der Pfarrervertretung der sächsischen Landeskirche, ist neuer Vorsitzender des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland. Der 60-Jährige ist Nachfolger von Andreas Kahnt (62), der Pfarrer der oldenburgischen Kirche ist. Zum Pfarrverband gehören die Pfarrvereine der 20 Landeskirchen mit zusammen rund 20 000 Pfarrerinnen und Pfarrern.

ANGEZEIGT

Grundrecht

3. Ökumenischer Bericht zur Religionsfreiheit 2023 – Eine christliche Perspektive auf ein universelles Menschenrecht – Gemeinsame Texte Nr. 28, heißt eine Publikation, die die EKD und die römisch-katholische Bischofskonferenz Deutschlands erstellt haben. Neben allgemeinen Ausführungen beleuchtet die 182 Seiten starke Broschüre die Lage in zwölf Ländern, von Äthiopien bis zur Türkei, darunter auch EU-Mitgliedsländer wie Dänemark und Deutschland. Die gedruckte Ausgabe kostet Euro 2,10. Bestellschrift: versand@ekd.de. Zum Runterladen: ekd.de/3-bericht-zur-religionsfreiheit-weltweit-77843.htm

Rücktritt aus familiären Gründen

Der Generalsekretär der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK), Jørgen Skov Sørensen, tritt Ende des Jahres nach vierjähriger Tätigkeit zurück. Wie die KEK mitteilte, begründete der 59-jährige lutherische Theologe seinen Rücktritt damit, dass er mehr Zeit mit der Familie in Kopenhagen verbringen wolle. Der KEK gehören mehr als hundert papstunabhängige Kirchen an, darunter die EKD.

Leuenberger Konkordie gefeiert

Leitende evangelische Geistliche aus Europa haben in Hannover das 50. Jubiläum der Leuenberger Konkordie gefeiert. Das Dokument, das am 16. März 1973 in der Tagungsstätte auf dem Leuenberg bei Basel verabschiedet wurde, hat die gegenseitige Anerkennung der Sakramente Abendmahl und Taufe zwischen den lutherischen, reformierten und unierten Kirchen ermöglicht. Schon 150 Jahre früher hatte die lutherische Landeskirche Württembergs die Abendmahlsgemeinschaft mit der reformierten Kirche vollzogen (siehe zz 9/2023).



Foto: epd

Schaustellerpfarrer Johannes Bräuchle konfirmiert in Nürnberg Schaustellerkinder.

Landeskirche Anhalt: Wahl gescheitert

In der anhaltinischen Landessynode hat keiner der beiden Kandidierenden die erforderliche Stimmenmehrheit erhalten, um die Nachfolge von Kirchenpräsident Joachim Liebig anzutreten. In den ersten beiden Wahlgängen erhielt der Gemeindepfarrer Georg Neugebauer jeweils zwölf und die Beauftragte des Landes Sachsen-Anhalt zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Birgit Neumann-Becker, elf Stimmen. 15 Synodale enthielten sich, und drei Synodale gaben keine Stimme ab. Nach dem Wahlgesetz der Landeskirche stand im dritten Wahlgang nur noch Georg Neugebauer zur Wahl. Aber mit 20 Ja-Stimmen verfehlte er die notwendige Mehrheit von 21 Stimmen. Kirchenpräsident Liebig tritt am 1. März in den Ruhestand. Die Landeskirche Anhalt ist mit 26 250 Mitgliedern die kleinste Mitgliedskirche der EKD.

Pfarrverein für Arbeitszeitregelung

Der scheidende Vorsitzende des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland Andreas Kahnt hat eine einheitliche Regelung der Arbeitszeit für die Geistlichen der 20 Mitgliedskirchen der EKD angemahnt. Die Bandbreite reiche von 42 bis 48 Wochenstunden oder unregelmäßig auch darüber. Mit der Festlegung der Wochenarbeitszeit sei „keine sklavisch festgelegte Zahl“ benannt, betonte Kahnt. Aber es gehe „um eine Vertrauensarbeitszeit, die im Jahresschnitt jedoch nicht dauerhaft überschritten werden soll“. Dem Pfarrverband gehören die Pfarrvereine der evangelischen Landeskirchen mit zusammen rund 20 000 Pfarrerinnen und Pfarrern an.

USA: Politische Unterschiede zwischen Geistlichen und Laien

Die meisten Geistlichen der Mainline-Kirchen der USA, die den Volkskirchen Europas ähneln, denken politisch anders als die Gemeindeglieder. Das hat eine Erhebung des Public Religion Research Institute in Washington ergeben. Von den Laien identifizieren sich 36 Prozent mit der Republikanischen und 24 Prozent mit der Demokratischen Partei. Von den Geistlichen der Evangelisch-Lutherischen Kirche identifizieren sich dagegen nur 7 Prozent mit den Republikanern und 59 Prozent mit den Demokraten. Bei den evangelisch-reformierten Presbyterianern beträgt das Verhältnis 7:61, bei der Vereinigten Kirche Christi (die mit unierten deutschen Landeskirchen verbunden ist) 3:71 und bei der anglikanischen Bischöflichen Kirche 7:71. Von den methodistischen Geistlichen identifizieren sich 19 Prozent mit den Republikanern und 49 Prozent mit den Demokraten.

Nordkirche beschließt Anerkennung aller Geschlechter

Mit großer Mehrheit hat die Landessynode der Nordkirche in zweiter Lesung ein Kirchengesetz zur Berücksichtigung der Geschlechtervielfalt angenommen. Mit dem Beschluss sind die Anerkennung und die Gleichberechtigung aller Geschlechter, weiblich, männlich, divers sowie nicht-binär, gesetzlich verankert. Das Gesetz war im Februar 2022 schon einmal beraten worden und in zweiter Lesung knapp gescheitert.

Vorreiter des Laizismus

Vor 200 Jahren wurde Ernest Renan im bretonischen Tréguier geboren

PHILIPP GESSLER

Als Ernest Renan vor 200 Jahren, in der Nacht zum 28. Februar 1823, geboren wurde, weinte seine Mutter – jedoch nicht aus Freude: „Als du zur Welt kamst, waren wir so traurig, dass ich dich in meine Arme genommen und bitter geweint habe.“ Der Grund für die Traurigkeit waren größte Geldsorgen im Hause Renan. Die Lage wurde noch schlimmer, als Renans Vater, ein Kapitän der Handelsmarine, fünf Jahre später auf hoher See verschollen ging. Die Schulden, die Vater Renan hinterließ, waren enorm. Dennoch schaffte es Ernest Renans Mutter, ihre Kinder durchzubringen und auch das Fachwerkhaus nicht zu verkaufen, in dem Renan geboren wurde. Es steht im

„Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal angefangen, sie werden enden.“

malerischen Tréguier, und Ernest Renan ist eindeutig der größte Sohn der Stadt, auf den man hier in der nördlichen Bretagne immer noch sehr stolz ist.

Ernest Renans Geburtshaus, das 1947 ein Museum zu seinen Ehren wurde, ist nicht spektakulär: Die Armut der frühen Jahre Renans erahnt man noch heute. Alles

ist äußerst schlicht, die kleine Ausstellung im Fachwerkhaus leider ebenfalls. Spektakulär aber sind die Geschichte und die Wirkung dieses Gelehrten, der, wie ein Museumsflyer ohne Übertreibung schreibt, ein „Vorreiter des Laizismus“ in Frankreich war. Laizismus oder Laizität („laïcité“) ist ein Grundpfeiler der französischen Republik. Insofern ist es schon ein wenig verwunderlich, wie zurückhaltend das Museum gerade in diesem Renan-Jubiläum mit diesem großen Philosophen Europas umgeht.

Professur verloren

Der hochbegabte Renan wollte zunächst katholischer Priester werden und trat in ein Priesterseminar ein, verließ es aber, weil er an seiner Berufung zweifelte. Stattdessen widmete er sich mit großem Erfolg den Geisteswissenschaften, vor allem der Philologie, und nahm 1860 an einer archäologischen Mission ins Heilige Land teil, die ihm vom französischen Kaiser Napoleon III. anvertraut worden war. Bei dieser damals noch sehr beschwerlichen Reise starb seine Schwester, die ihn begleitet hatte.

Trotz dieser traumatischen Erfahrung gelang dem herausragenden Gelehrten Renan, zurück in Frankreich, zunächst fast alles:

Er errang 1862 eine Professur am Collège de France und schrieb ein Jahr später sein Epoche machendes und europaweit hoch gelobtes Werk *Das Leben Jesu*. Es kann als ein entscheidender Ursprung der historisch-kritischen Leben-Jesu-Forschung gelten.

Doch wegen des massiven Protests vor allem katholisch-klerikaler Kreise gegen das Jesus-Buch verlor Renan schon 1864 seine Professur wieder. Erst 1870 wurde er wieder am Collège aufgenommen. Renan behielt diesen Posten bis zu seinem Tod 1892 – und galt da schon als einer der großen Intellektuellen der Republik. Bezeichnend ist: „Ernest Renan“ nannte man Anfang des 20. Jahrhunderts eines der ersten Panzerschiffe der französischen Kriegsmarine.

Das kaum Erklärbare bei Renan ist jedoch das Nebeneinander von schlimmsten rassistischen, kolonialistischen und islamfeindlichen Aussagen einerseits und durchaus sehr fortschrittlichen Ansichten andererseits. Ein Beispiel ist seine ziemlich bekannt gewordene Aussage zum Thema Nation, eine Sentenz, die im Patriotismus-besoffenen 19. Jahrhundert fast undenkbar war: „Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal angefangen, sie werden enden. Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich ablösen.“ Am erschütterndsten sind aber wohl Renans antisemitische Aussagen, die im scharfen Kontrast zu seinem immensen Wissen über das Judentum und des alten Hebräisch stehen. Wie diese sich diametral widersprechenden Ansichten Platz in einem Kopf finden konnten, ist rätselhaft und beschäftigt die Renan-Forschung noch heute.

All diese Fragen werden im Geburtshaus Renans in Tréguier bedauerlicherweise nur angetippt. Der Besuch des Hauses ist dennoch ein guter Anstoß, um sich mit diesem großen Intellektuellen tiefer zu beschäftigen. Einem atemberaubenden Geist voller Widersprüche. ▽

WEITERE INFORMATIONEN:

www.academie-francaise.fr/les-immortels/ernest-renan

Die Kinderstube von Ernest Renan in Tréguier.



Foto: Philipp Gessler

• Klare Worte, die Güner Balci, Integrationsbeauftragte in Neukölln, jetzt in einem Interview mit dem *Spiegel* formuliert. „Es ist leider so, dass breite Teile der arabischsprachigen Bevölkerung in Neukölln Sympathien für die Terroristen hegen“, gibt sie ihren Eindruck aus vielen Gesprächen wieder. „Ich würde keinem raten, seinen jüdischen Glauben in Neukölln sichtbar zu machen.“ Allerdings gehe es nicht nur um diesen Stadtteil: „Was in Neukölln in großem Stil passiert, (...) gibt es in anderen Städten in kleinerem Ausmaß auch. Die Politik hat das Thema jahrzehntelang ignoriert. Israelhass fanden viele nicht besonders schlimm und das Erstarken des politischen Islams auch nicht.“

• 8,3 Prozent der Deutschen haben ein „manifest rechtsextrems Weltbild“, 20,1 Prozent stimmen rechtsextrremen Aussagen teilweise zu, so eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse, so Mark Schieritz auf *Zeit-Online*, reiche es nicht, wenn die Ampel sich nun darauf konzentriert, Probleme zu lösen, „weil ein nicht unerheblicher Teil der Öffentlichkeit die Probleme nicht lösen, sondern aus ihnen politisches Kapital schlagen will“. Der Soziologe Steffen Mau hat dafür den Begriff der politischen Wegelagerei geprägt: Damit sind Politiker (und Medienhäuser) gemeint, für die Chaos und Zerstörung ein Geschäftsmodell sind. Gegen sie hilft nur Haltung, auch wenn das jetzt ein bisschen altmodisch klingt.“

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Und was kommt nach dem Tod?

Unbestritten ist, dass Menschen, die nach einem Herzstillstand wiederbelebt wurden, erstaunliche Erlebnisse berichten, dass sie über ihrem Körper schwebten, ein Licht alles überstrahlte und sie von einem tiefen Frieden erfüllt waren. Bei dieser Tagung, die in Wittenberg stattfindet, gehen Mediziner, Physiker und ein Theologe den Nahtoderfahrungen nach. Gefragt wird, ob diese „Mythos oder Realität“ sind, „Einblicke ins Jenseits bieten“, welche „Lehren aus der Quantenphysik“ zum Verständnis des Phänomens beitragen und welche Bedeutung es „für Theologie und Kirche“ hat. Geschildert werden Erfahrungen, die eine Psychotherapeutin mit „Transzendenzerfahrungen Sterbender“ gemacht hat. Und erläutert werden Jenseitsvorstellungen in der Bibel, den Apokryphen und in der griechischen Philosophie. Anmeldeschluss: 3. Dezember.

Einblicke ins Jenseits?

Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt, Telefon: 03491/49880; E-Mail: info@ev-akademie-wittenberg.de, www.ev-akademie-wittenberg.de

Nicht nur Verzicht, sondern auch Gewinn

Veränderungen – wie sie der Klimawandel mit sich bringt – machen Angst und stoßen auf Ablehnung, wenn nicht auch positive Aspekte gezeigt werden. Oliver Richters vom Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung zeigt, wie man die „Marktwirtschaft reparieren“ kann, und er wagt den „Entwurf einer freiheitlichen, gerechten und nachhaltigen Utopie“. Bei dieser Tagung, die in Münster in Westfalen stattfindet, soll aber auch in den Arbeitsgruppen gezeigt und diskutiert werden, wie ein „klimagerechtes Wirtschaftssystem“ aussehen und was dafür schon jetzt getan werden kann. Dabei gibt es auch Impulse und praktische Beispiele von Franziskanern und Feministinnen. Gefragt wird, was Religionen „für eine klimagerechte und friedliche Welt“ tun können und was schon jetzt eine Kirchengemeinde umsetzen kann. Anmeldeschluss: 10. Dezember.

Klima.Gerecht. Von der Utopie zur Wirklichkeit. Wie kann der notwendige Systemwandel gelingen? 12. bis 14. Januar, Katholische Akademie Franz-Hitze-Haus, Telefon: 0251/9818416; E-Mail: hopp-schiller@franz-hitze-haus.de, www.franz-hitze-haus.de

Status und Profil

STEPHAN KOSCH

Vor einiger Zeit habe ich mich an dieser Stelle beschwert darüber, dass niemand mehr seine Mailboxen abhört oder eine Nachricht auf die meinige spricht. Nun, die Lage hat sich nicht verbessert. Im Gegenteil: Die gleiche Person, die damals das Ende der Mailbox verkündete, sagte neulich in einem Gespräch zu mir: „Du hast offenbar meinen Status nicht zur Kenntnis genommen!“ Klingt klassistisch, ist es aber nicht, sondern nur eine Weiterführung des Mailbox-Themas. Zur Klärung des Sachverhaltes für diejenigen, die nicht WhatsApp nutzen: Man kann den eigenen „Status“ ändern, indem man Bilder und Texte hochlädt. Dann bekommt das Profilbild einen Ring und wer möchte, kann sich an den gemachten Erfahrungen des anderen Menschen erfreuen. Ich betone: Wer möchte! Und ich möchte nicht immer. Bestimmt sorgten dieser Eisbecher, diese Schweinshaxe und genau dieser Waldweg in diesem Augenblick bei diesem Menschen für ganz persönliche Glücksgefühle. Aber muss ich immer alles mit allen teilen, was sie teilen? Offenbar, denn ein wenig beleidigt war meine Gesprächspartnerin schon. Den gestandenen Protestanten in mir erinnerte diese Szene an so manche Kirchengemeinden. Sie versuchen schon, den Gottesdienst ab und an auch für Kirchenferne interessant zu machen. Oder einen Gesprächsabend mit einem ganz besonderen Gast auf die Beine zu stellen. Und das veröffentlichen sie im Gemeindekasten oder im Gemeindebrief. Man ändert also den Status – und niemand merkt es. Zumindest nicht die, die nicht eh schon im Sonntagsgottesdienst sitzen, die Ankündigungen hören und den Gemeindebrief mitnehmen. Was könnte helfen? Den Innercircle des eigenen Profils durchbrechen, nicht nur auf WhatsApp. Raus auf den Markt, in die Kneipen und Fußgängerzonen. Handzettel tatsächlich von Hand zu Hand verteilen mit freundlichem Blick. Das wäre mal was. Notfalls auch mal die anrufen, die man schon lange nicht mehr gesehen hat. Aber Vorsicht, wenn die Mailbox angeht: Nicht draufquatschen. Es hört wirklich keiner mehr ab. ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: dpa

Der Versöhnung auf der Spur

Wie können kaputte Verhältnisse wieder heil werden, und wie können neue Perspektiven gewonnen werden? Versöhnung ist ein zentrales Thema der Bibel, der Gesellschaft, ja der ganzen Welt. In unserem Dezember-Schwerpunkt wird es dazu Beiträge der Erlanger Neutestamentlerin Christina Eschner und des Würzburger Systematikers und Literaten Klaas Huizing geben. In das komplexe Feld gesellschaftlicher Dialoge in unserem Land blickt der DDR-Bürgerrechtler und ehemalige Leiter der Zentrale für politische Bildung in Dresden, Frank Richter. Und über die Möglichkeiten und Risiken von Versöhnung im Raum der Familie schreibt *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch. Im Interview sprechen wir mit Jutta Weduwen, der Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste.

Etty Hillesum

Sie war eine niederländisch-jüdische Intellektuelle: Etty Hillesum (1914–1943) aus Amsterdam. Bis zuletzt hat sie für den Amsterdamer Judenrat im Hauptdurchgangslager Westerbork gearbeitet, um dort den Menschen zur Seite zu stehen, die nach und nach in die Züge gen Osten verfrachtet wurden. Sie selbst dachte nicht daran unterzutauchen; am 7. September musste sie jedoch selbst in den Zug steigen. Auf fast tausend Seiten kann man nun auch auf Deutsch sämtliche erhaltenen Texte und Briefe von Etty Hillesum lesen; sie hat sehr genau protokolliert, was im Lager Westerbork geschah. Der Autor und Journalist Udo Feist stellt die „Chronistin dieser Zeit“ vor.

Lernende Löwen

In Loropio in Kenia steht der futuristische neue Campus der „Learning Lions“. Junge Menschen sollen hier eine moderne, digitale Ausbildung bekommen. Ludwig von Bayern, Prinz aus dem Hause Wittelsbach, steht als Ideengeber und Visionär hinter diesem Vorhaben. Die Journalisten Christian Selbherr und Jörg Böthling haben den Campus besucht.

EKD-Synode in Ulm

In diesem Jahr findet die 4. Tagung der 13. Synode der EKD samt den Synodaltagungen von VELKD und UEK vom 10. bis 15. November in Ulm statt. Unter anderem wird in Ulm die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 6) veröffentlicht. Wir werden über das Jahrestreffen resümierend in der Dezemberausgabe und tagesaktuell unter www.zeitzeichen.net berichten.

Exklusiv für **zeitzeichen**-Abonnenten

10% Rabatt auf alle Artikel¹ im Komm-Werbedienst-Shop^{2/3}

In diesem Shop finden Sie Artikel zu den folgenden Themen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Karten
- Kalender, Kirchenjahr
- Advent und Weihnachten
- Pilgern und Beten
- Geschenke für viele Anlässe
- Fundraising
- Fahnen, Plakate, Broschüren
- Trauer
- Taufe und Konfirmation
- Kinder
- Reformation



Stille Nacht Set
BestellNr. 901189



Christliches Yoga
BestellNr. 901172



Das Angebot des Shops finden Sie unter:
www.komm-webshop.de
Oder bestellen Sie unter Tel. 0521/94 40 220
einen aktuellen Katalog mit Stichwort „zeitzeichen“



USB-Powerbank
BestellNr. 901131



Klick-Armband
BestellNr. 901116 (gelb) + 901126 (weiß)

- 1 Bücher ausgenommen (Preisbindung)
 - 2 Bis zu einem Bestellwert von 500,- Euro innerhalb eines Kalenderjahres
 - 3 Bereits rabattierte Produkte sind von dieser Aktion ausgeschlossen
- *Ihre Kundennummer (10-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon

Versandkosten (Porto und Verpackung) kommen zu den angegebenen Preisen hinzu. Bei Inlandsbestellungen berechnen wir eine Pauschale von 4,50 € pro Auftrag und Lieferadresse. Ausgenommen davon sind Sperrgut-Sendungen, für die Versandkosten in Höhe von 29,50 Euro pro Sendung anfallen. Die Kosten für Auslands- oder Express-Sendungen werden nach Aufwand berechnet.



Tel. 0521 / 94 40 - 220
Fax 0521 / 94 40 - 221

www.komm-webshop.de
info@komm-webshop.de

WerbeDienst-Vertrieb
in der Luther-Verlag GmbH
Buddestraße 15
33602 Bielefeld

Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Stück	Artikel	Bestell-Nr.	Stückpreis
1	komm-Katalog	-	-

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

 Name/Vorname _____
 Institution _____
 Straße/Hausnr. _____
 PLZ/Ort _____
 Telefon _____
 E-Mail _____
 Ort/Datum _____
 Unterschrift _____

Neuheiten rund um die Bibel.



STUTTGARTER ERKLÄRUNGSBIBEL

Lutherbibel mit Erklärungen
16,5 x 25 cm, 2208 Seiten
Leineneinband, Fadenheftung
2 Lesebändchen
ISBN 978-3-438-03333-8
€(D) 98,00 €(A) 100,80



BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE. SCHREIBBRANDAUFGABE

1968 Seiten, Festeinband
ISBN 978-3-438-00920-3
€(D) 49,00 €(A) 50,40



BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE. ART JOURNALING

17,4 x 22 cm, 1968 Seiten
Festeinband, Leseband
ISBN 978-3-438-00922-7
€(D) 49,00 €(A) 50,40



BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE. Edition 2024

14,3 x 20,3 cm, 1968 Seiten,
Festeinband, Lesband
ISBN 978-3-438-00916-6
€(D) 28,00 €(A) 28,80

Die Bibel-
übersetzung für
das 21. Jahrhundert
in auffälligem
Metallic-Rot



DAS GLÜCK SUCHT UNS

Psalmen-Lesebuch
Christiane Rösel
144 Seiten, Festeinband
ISBN 978-3-438-04849-3
€ 16,95 €(A) 17,50

Christiane
Rösel



Highlights für Kids!



WIE LIEB DU MICH HAST

Die Psalmen

80 Seiten, Festeinband
Ab 5 Jahren
ISBN 978-3-438-04519-5
€ 12,95 €(A) 13,40



GOTT UND DIE WELT

**Zwölf Bibelgeschichten
die jede Familie kennen sollte**

64 Seiten, Festeinband
Ab 5 Jahren
ISBN 978-3-438-04740-3
€ 12,95 €(A) 13,40

Mengenpreise verfügbar



DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT

Diese und
noch viele weitere
Bibel-Highlights
entdecken Sie unter
[www.die-bibel.de/
shop](http://www.die-bibel.de/shop)